

Mit Tieren unterwegs

Mit Tieren unterwegs

Aus dem Reisebuch eines Zoodirektors



Prof. Dr. Ernst M. Lang

Prof. Dr. Ernst M. Lang

Mit Tieren unterwegs

Aus dem Reisebuch eines Zoodirektors
von Ernst M. Lang, ehemals Direktor des Zoologischen Gartens Basel.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Dr. Claus Hagenbeck	5
Einleitung von Ernst Lang	7
Afrikaexpeditionen	
a) Giraffenreise 1947	9
b) Elefantenreise 1952	55
Pinguinreise nach Australien und Tasmanien 1957	103
Okapireisen 1955, 1957, 1961 und 1977	
Erste Okapireise	129
Zweite Okapireise	149
Dritte Okapireise	163
Vierte Okapireise	175
Wildeselreise nach Israel 1978	179
Erfahrungen beim Transport adulter Gorillas	191
Rückblick	197
Dank	198

b) Elefantenreise 1952

Den Anlass zu dieser Reise gab der Schweizerische Nationalzirkus Knie, dessen Wildtierarzt ich schon seit Jahren war. Knie interessierte sich sehr für einen jungen Afrikanischen Elefanten, dressierte er doch seit vielen Jahrzehnten Asiatische Elefanten. Ich erhielt den Auftrag, einen jungen Afrikanischen Elefanten zu besorgen, und da ich seit Jahren mit unserem Giraffenlieferanten August Künzler in Arusha in Kontakt stand, fragte ich ihn an, ob er auch einen Elefanten liefern werden könne. Künzler hatte zwar bis anhin niemanden mit Erfahrung beim Fang von Elefanten, doch traute er einem seiner Angestellten den Auftrag zu. So erhielt ich die Zusage zu einem anständigen Preis – unter der Bedingung, dass ich das Tier selbst abhole. Das wollte ich gerne tun.

Als ich eines Tages unserem Verwaltungspräsidenten, Professor Rudolf Geigy, von dem Projekt erzählte, geriet dieser in Eifer: «Wir bauen ein neues Elefantenhaus, und Du bringst die Besatzung, nämlich sechs kleine Afrikaner, gleichzeitig mit dem Knie-Elefanten nach Basel», schlug er mir vor. Nun, das war ein schöner Auftrag – doch ob er sich verwirklichen liesse, war eine andere Frage. Eines oder zwei Jungtiere konnten vermutlich innert nützlicher Frist gefangen werden – aber sechs oder sieben ...?

Ich selbst kannte mich nicht gut aus mit Afrikanischen Elefanten. Wohl hatte der Basler Zoo 1932 aus der Gegend von Fort Achambault im Sudan ein 650 Kilo schweres Jungtier erhalten, das zu einer prächtigen Elefantenkuh heranwuchs und bis 1950 in Basel lebte. Doch dann entschloss sich Direktor Heini Hediger, "Matadi" weiter zu geben, da die Haltung ziemlich prekär war. Die Kuh wurde in einer eigens gefertigten Kiste nach Frankfurt geschickt, wo sie liegend im Zoo ankam – und nie mehr aufstand. "Matadi" hatte sich während des Transportes aufgeregt und erkrankte an einer akuten Hämoglobinaemie (Kreuzschlag) und starb auch daran.

"Matadi", die mit ihrem Pfleger regelmässig ihre Runden durch den Zolli machte, war in der Zoowelt bekannt geworden, als sie durch einen unglücklichen Zufall ihre Rüsselspitze verlor. Das war so passiert: "Matadi" war im Aussengehege, während der Pfleger im Stall ihr Futter zubereitete. Interessiert verfolgte sie den Vorgang, während die Falltüre sich langsam senkte, und zog ihren Rüssel etwas zu spät zurück. Das Unglück wollte es, dass dessen Spitze eingeklemmt wurde und "Matadi" ihre "Rüsselhand" verlor. Die Afrikaner haben ja ein

zweifingriges Rüsselende und können damit feinste Zweige und Halme auflesen. Konsterniert stand der Elefant im Gehege, und merkwürdigerweise blutete die Wunde, aus der viele kleine Sehnenenden herausragten, fast gar nicht. Ich puderte die Wundfläche mit einem desinfizierenden Medikament und wir nahmen an, dass das Tier wohl die nächsten Tage nicht fressen werde. Doch am nächsten Morgen hatte der Elefant sein Strohbett aufgeessen! Mit der Rüsselseite hatte er kleine Strohbündel dem Bein entlang hochgeschoben bis zum Maul und es dabei sorgsam vermieden, die Wundfläche zu berühren. "Matadi" erhielt nun auch Kurzfutter ins Maul geschoben und lernte in kurzer Zeit, die volle Futterration aufzunehmen. Als die Wunde überhäutet war, streckte sie dem Publikum ihren Rüsselstumpf mit den zwei Atemlöchern entgegen und die Besucher lernten rasch, ihr die Erdnüsse in die Atemlöcher zu stecken, damit sie sie ins Maul blasen konnte. Wer nichts von dem Unfall wusste, merkte nichts von der Verstümmelung, so gut hatte sich der Elefant angepasst.

"Matadi" lebte etwa fünfzehn Jahre mit der Asiatischen Elefantin "Miss Mary" zusammen. Als "Mary" in die Jahre kam, stellte man einen permanenten Ausfluss aus dem Rüssel bei ihr fest, und nach ihrem Tode stellte sich heraus, dass sie grosse Kavernen in der Lunge hatte mit zahlreichen Tuberkuloseerregern. "Matadi" aber hatte sich nicht angesteckt: Bei ihrer Sektion in Frankfurt wurde keine Spur von Tuberkulose festgestellt – ein interessanter Fall einer natürlichen Resistenz gegenüber einer Krankheit, die als ansteckungsgefährlich gefürchtet wird.

Um etwas mehr über Afrikanische Elefanten zu erfahren, beschloss ich also, die Reise nach Ostafrika mit einem Besuch der Elefantenstation von Aru im Belgischen Kongo zu verbinden. Professor Hediger hatte in mehreren Publikationen die wissenschaftliche Bedeutung dieser Station hervorgehoben. Dort konnte ich wohl mehr über Afrikanische Elefanten erfahren als sonst irgendwo. Als Reisekameraden hatte ich diesmal meine Ehefrau Trude dabei, der ich viele Beobachtungen verdanke und die mir bei den Notizen und in der Korrespondenz behilflich war.

* * *

Unsere Reise beginnt am 28. Juli 1952. In einer vierzigplätzigen "Convair" starten wir von Kloten bei strömendem Regen zu einem schaukligen Flug durch dicken Nebel. Nach einer Zwischenlandung in Mailand gerät der Pilot direkt in eine Gewitterfront: Es blitzt und donnert, und die Maschine schaukelt so stark, dass die Gepäckstücke aus den Netzen und die Kaffeetassen auf den Teppich fliegen. Dann wird das Flugzeug unverhofft hochgerissen – wir fliegen über den Wolken! Schliesslich erreichen wir die Küste und folgen ihr, bis linkerhand un-

ser erstes Etappenziel auftaucht: Rom. Wir sind beide etwas mitgenommen und brauchen Zeit und Schlaf, damit unsere Mägen sich beruhigen können. Natürlich besuche ich den Römter Zoo, wo mir das Asiatische Elefantenzuchtpaar, ein Indisches Panzernashorn, offene Löwengrotten, Schimpansen, Orang-Utans, Grevi-Zebras und die reiche tropische Bepflanzung auffallen. Neu ist eine riesige Halbkugelvolière, eine aus Dreiecken zusammengesetzte Stahlkonstruktion, in der tropische Störche, Reiher, Kraniche und nordische Möwen herumfliegen. Zum Rombesuch gehört natürlich auch die Oper: Wir geniessen Verdis "Aida" als Freilichtaufführung in den Terme di Caracalla mit wunderbarem Hollywood-Bühnenbild, lebenden Pferden, guten Sängern und dicken Operndivas. Nach einer Stadtrundfahrt mit Besuch der Villa Borghese und des Vatikans, fliegen wir am 31. Juli mit der Sabena via Athen, und Kairo nach Juba. Etwa um vier Uhr erwache ich: Unter mir liegt, schier unendlich, die nubische Wüste, zuerst grau in grau; dann nimmt sie, in rotbraunes Licht getaucht, langsam Profil an, doch erkennt man nur ausgebrannte Steine und Sand ohne irgendeine menschliche Spur. Stundenlang. Gegen Mittag überfliegen wir den Nil. Der Boden ist jetzt bewachsen und geht in endlos scheinende Sümpfe über: Überall ziehen sich Wildwechsel durch's Grün. Kurz vor der Landung in Juba steht eine einzelne Giraffe an einem Busch, in der Nähe grasen Wasserböcke. Nach der Landung in Juba treten wir in die schwüle Hitze hinaus. Wir dürfen uns in einer kleinen Hütte auf eine niedrige Bank setzen, während über uns auf einem Stuhl ein schöner, schwarzer Beamter thront und uns bewacht.

Vor der Hütte wartet die Mannschaft, bis das Flugzeug startklar ist. Der Kapitän spricht mich an und will wissen, wo ich denn auf Elefantenfang gehen wolle. Er macht uns mit der Mannschaft bekannt und es fällt mir auf, dass sich dabei zwei Navigatoren befinden. Dies ist gewissermassen "doppelte Sicherheit", erklärt der Captain: Er lasse immer beide rechnen, nehme dann das Mittel daraus und fliege danach. Bisher sei er stets gut angekommen. Auf dem Weiterflug aber wolle er uns einiges Wild zeigen, denn die Umgebung von Juba sei bekannt für ihren Wildreichtum. Nach dem Start fliegen wir tatsächlich in tollen Windungen tief über dem Nil. Wasserböcke und andere Antilopen fliehen erschreckt, ein Flusspferd taucht eilig unter, und viele Vögel stieben davon. Schliesslich folgt ein toller Tanz durch dicke Wolken, so dass es den meisten Passagieren schlecht wird und sehr viele Papiersäcke gebraucht werden. Ramponiert und reichlich abgekämpft kommen wir in Stanleyville an.

Um in den Norden zu gelangen, gibt es – wie Freunde uns geschildert haben – verschiedene Möglichkeiten. Vorerst fliegen wir nach Irumu, wo wir beim Distrikt-Kommissär erfahren, dass der Bus-Ver-

kehr nach Norden eingestellt sei. So begeben wir uns per Taxi nach Bunia, wo es mehrere Autofirmen geben soll. Wir beziehen Quartier in einem sauberen, schönen Bungalow, im Palace-Hotel. Auf einem Streifzug durch das Dorf lerne ich einen sympathischen Griechen kennen, der einen Studebaker Pick-up zu vermieten beziehungsweise zu verkaufen hat. Ich muss die Möglichkeit der Finanzierung abklären und lasse von meiner Bank Geld kommen. Wie verlockend wäre es doch, die Reise im eigenen Wagen und damit unabhängig zu unternehmen!

In Bunia gibt es sogar elektrisches Licht. Die örtlichen Minen unterhalten ein eigenes kleines Elektrizitätswerk, das von einem Schweizer geführt wird. Damit verfügt das Dorf über Annehmlichkeiten wie Licht, Kühlschränke und Ventilatoren und es scheinen viele gut verdienende Leute hier zu wohnen, wie sich aus den schönen Villen in der Umgebung schliessen lässt. Vom Distrikts-Polizeioffizier bekomme ich anstandslos eine Zirkulationsbewilligung. Wir dürfen den Wagen unseres Griechen ausleihen und erkunden die Umgebung – begleitet von unzähligen Nachtschwalben, die von der Strasse auffliegen, wenn sich der Wagen nähert.

Als wir nach dem Nachtessen ein Bad nehmen wollen, stellen wir fest, dass aus dem Hahnen kein Tropfen warmes Wasser kommt. Auf Anfrage bringt der Boy eine dunkelbraune Brühe in Kesseln, schüttet sie in die Badewanne – und wir verdünnen so lange mit kaltem Wasser, bis das Bad angenehm ist. Komfort mit Einschränkungen ... Nachts bebte die Erde und erinnert uns daran, dass wir uns nahe dem grossen afrikanischen Grabenbruch befinden.

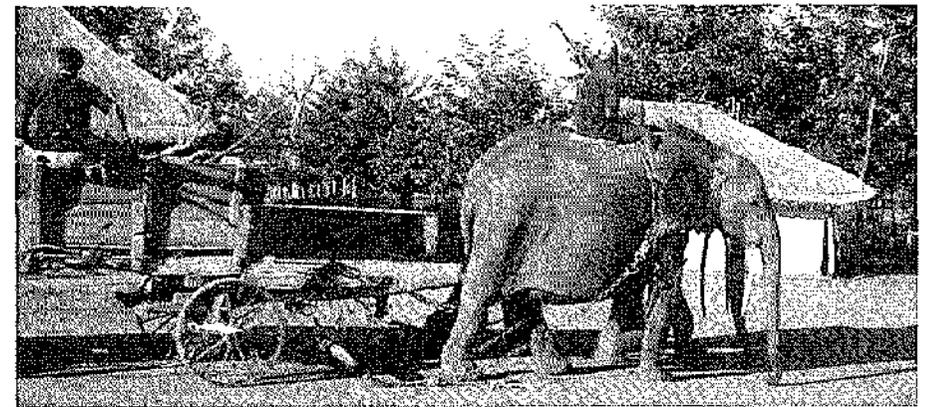
Bei sämtlichen Autofirmen des Ortes bemühen wir uns um eine Fahrmöglichkeit in den Norden. Doch überall sagt man uns, dass um diese Jahreszeit niemand nach Norden fahre. Schliesslich mieten wir den Wagen des Griechen auf Zusehen hin und vereinbaren, dass wir das Gefährt kaufen, wenn wir von der Elefantenstation zurückkommen – unter der Bedingung allerdings, dass wir es auch exportieren dürfen.

Wir rüsten uns aus mit Thermosflaschen und Zigaretten. Zwar sind wir Nichtraucher, doch mit Zigaretten lässt sich erfahrungsgemäss hierzulande viel erreichen! Nachdem wir auch noch ein Abschleppseil und Proviant gekauft haben, fahren wir am 5. August los. Der Weg führt uns vorerst durch eine grossartige Landschaft in Richtung Kibo-Minen, teils auf gewundener Strasse bergaufwärts, oft im Urwald. Immer wieder treffen wir auf kleine Siedlungen aus natürlichen Rundhütten, die gut ins Land passen, manchmal aber auch aus eckigen Stein- oder Holzbuden, die eher störend wirken. Oft geht's durch Bäche und durch tiefe Täler, dann über einen langgezogenen, mit Palmen bestandenen Hügelrücken. Wir geniessen die angenehme Temperatur, halten hin

und wieder an und essen von den kleinen, aromatischen Bananen mit ganz dünner Haut. Es wird früh abend. Wir überqueren den Ituri, einen wilden, braunen Fluss auf einer nicht sehr vertrauenswürdig wirkenden Eisenbrücke im hohen Urwald. Vor uns her zieht ein tropisches Gewitter, das manchmal richtige Büschel von fünf und mehr Blitzen gleichzeitig über den Himmel zucken lässt. Die Strasse ist nass, oft aufgeweicht, so dass wir vorsichtig fahren müssen. Wir sehen prächtige Schmetterlinge, viele langgeschwänzte Witwenvögel, glühendrote Weber in den Bäumen und längsgestreifte Mäuse über die Strasse springen. Die Kurven sind meist zweispurig ausgebaut, in der Mitte durch eine niedrige Hecke getrennt. Verkehr gibt es kaum. Wir begegnen nicht mehr als fünf Lastwagen – einer davon steht mit Achsenbruch neben der Strasse – und einem einzigen Personenwagen. Überall sind Unterhaltstrupps von jeweils zwei bis drei Mann mit Hacken und Schaufeln an der Arbeit. Am Strassenrand sind Tafeln mit Kilometerzahlen und hie und da auch Wegweiser angebracht – die meisten allerdings so verblasst, dass man sie nicht mehr entziffern kann.

Die letzten dreiviertel Stunden fahren wir bei Dunkelheit. Um halb acht endlich treffen wir in Watsa ein und übernachten im einfachen, aber sauberen Vici-Congo-Hotel.

In der Nacht giesst es wie aus Kübeln. Tropische Sturzbäche klatschen derart auf unser Wellblechdach, dass wir kaum schlafen können. Doch am Morgen ist der Himmel wieder blau, und das viele Wasser ist fast restlos versickert. Auf guter, gerader Strasse kommen wir bald nach Faradje, wo ein Missionar uns nicht nur mit Benzin versorgt, sondern uns auch seine Antilopen und eine kleine Volière mit Weber- und Mausvögeln sowie einigen Agapornis zeigt. Gegen Mittag erreichen wir Camp d'Aru, das Elefantenlager bei Gangala na Bodio.



Auf der Elefantenstation Camp d'Aru.

Freundlich empfängt uns der Kommandant, Capitaine le Faibre, und zeigt uns fachkundig die staatliche Station, die vom belgischen König Leopold II. um die Jahrhundertwende gegründet wurde. Ziel war es damals, den europäischen Siedlern in der Kongokolonie ein Arbeitstier zur Verfügung zu stellen, wie man dies in asiatischen Ländern mit Indischen Elefanten seit langem tut. Anfangs wurde die Station in Bambili errichtet, beim Zusammenfluss von Uélé und Bomokandi, hundertachtzig Kilometer nordöstlich von Buta. Später wurde sie nach Api, etwa hundertzwanzig Kilometer nordöstlich von Buta verlegt, und da es dort nicht sehr viele Elefanten gab, siedelte man 1927 nach Gangala na Bodio über, fünfhundert Kilometer nordöstlich von Buta in Richtung Grenze zum Sudan. Verschiedene Fangmethoden – zum Beispiel Fanggraben und Krals – wurden im Laufe der Jahre ausprobiert, doch erwies sich keine als wirklich erfolgreich. Dennoch bildete sich schliesslich ein kleiner Trupp zahmer Elefanten, denen man das Ziehen eines Wagens sowie das Tragen eines Reiters beibrachte. Die indische Regierung stellte den Belgiern sogar einige Mahouts zur Verfügung, die sich zwar mit den Afrikanern nicht gut vertrugen, ihnen aber das Drehen von Seilen beibrachten – was sich später für den Fang als wichtig erweisen sollte. Auch bei der Zähmung frisch gefangener Jungtiere war ihre Erfahrung eine grosse Hilfe. Noch bei unserem Besuch nannten sich die schwarzen Elefantenreiter "Mahouts" oder "Kornaks".

In den Vierziger Jahren entwickelte sich eine erfolgreichere Fangmethode: Junge Elefanten wurden von der Mutterherde getrennt und mit Seilen an Bäume gebunden. Dann nahmen zwei zahme Elefanten ein Jungtier in die Mitte, beruhigten es und führten es auf die Station. Die Methode erwies sich indes für Mensch und Tier als recht gefährlich, und viele der Jungelefanten starben überdies nach dem Fang – solange, bis Capitaine Le Faibre das Futter mit Vitaminen und Mineral-salzen anreicherte.

Bei unserem Eintreffen verfügt die Station über achtzehn Elefanten verschiedener Altersstufen, weitere fünfzehn stehen im Okapifang-lager Andudu, das wir leider nicht besuchen können. Im Camp, das dicht an der Grenze des Garamba-Parks liegt, werden weiterhin zwei Giraffen, zwei Büffel sowie Wasserböcke, Thomas-Wasserböcke, Sitatungas und einige Ducker gehalten. Gegen fünf Uhr kehren die Elefanten nach einem Bad im Fluss von der Weide zur Station zurück: Geritten von seinem Kornak geht jedes Tier ruhig an seinen Platz, wo es angebunden wird und sofort zu fressen beginnt. Einige der Kornaks schlafen rund um das Camp-Feuer, damit Elefanten, die sich nachts losreissen, wieder angebunden werden können. Hie und da kommt es auch vor, dass wilde Elefanten ins Camp eindringen und Aufregung verursachen. Bis zum Morgen sind alle Laubäste, die auf einem von

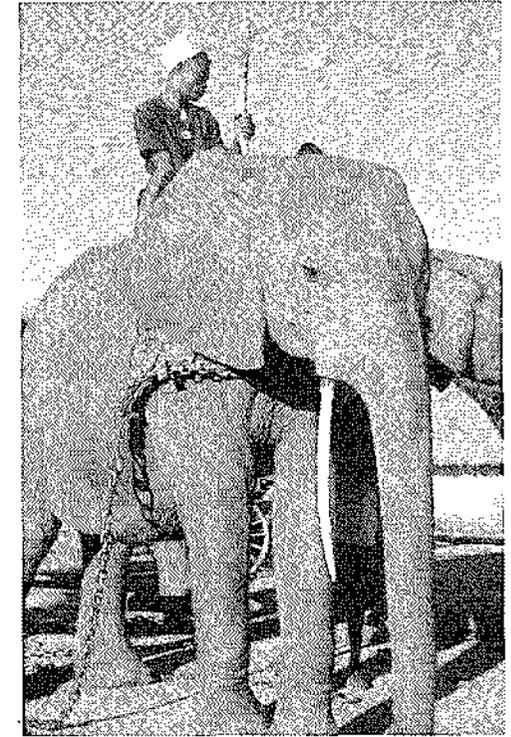
Camp d'Aru: Die meisten Elefanten gehören zum Waidtyp.

zwei Elefanten gezogenen Wagen gebracht wurden, aufgefressen.

Wir sind beim Nationalparkdirektor Cdt. Marc Micha im Garambapark angemeldet. Im Camp Nagero, mitten im Nationalpark, sitzen wir in der Dunkelheit bei ihm auf der Terrasse und bestaunen Tausende von Glühwürmchen, die unermüdlich im Gras und in der Luft blinken. Früh gehen wir zu Bett, doch an Schlaf ist unter dem heissen Moskitonetz kaum zu denken: Die vielen Elefanten erregen mein Gemüt.

Mit Dr. Eric Undritz, dem Basler Blutforscher, habe ich abgemacht, von dieser Reise Blutausstriche afrikanischer Tiere mitzubringen. Am folgenden Abend gelingt es mir, bei fünf Elefanten, die sich auf Kommando hinlegen, aus einer Ohrvene Blut zu nehmen, das Hämoglobin zu bestimmen und Ausstriche zu machen. Darunter sind zwei Tiere, die auf der Station geboren und aufgewachsen sind. Von diesen erhalte ich auch Angaben über Wachstum und Verhaltensentwicklung, die ich im Jahre 1953 publizierte. 1956 erschienen die gleichen Daten in einer Arbeit von Bernhard Grzimek, der ebenfalls diese Station besucht und in die Tagebücher Einsicht genommen hatte.

Am Vormittag dürfen wir bei der Dressur der jungen Elefanten assistieren. Jeder war noch an seinem Schlafplatz angebunden. Jetzt wurden an beiden Vorderfüssen Seile befestigt und der Elefant bekam den Befehl, sich hinzulegen. Gleichzeitig wurde er mit den Seilen sanft auseinander gezogen, so dass ihm nichts anderes übrigblieb, als zu gehorchen. Sobald er auf dem Bauch lag, wurde er gelobt und durfte sich wieder aufrichten. Diese Übung wurde mehrmals wiederholt, und nach kurzem legten sich einige der Tiere schon hin, wenn der erste Befehl erfolgte. Bei diesen versuchte jeweils einer der Kornaks, sich auf den Rücken zu setzen. Wieder gab es viel Lob, wenn das Tier keinen Wi-



derstand leistete. Sobald ein Jungelefant den Reiter duldet, durfte er mit ihm aufstehen. In einem nächsten Schritt musste er sich mit dem Reiter auf dem Rücken bewegen. Nach einigen Wochen geht dies in der Regel schon gut, doch werden die Jungelefanten vorderhand noch mit einem erwachsenen Tier zusammengebunden, wenn sie ins Gelände gehen. Danach lernen die Tiere auch, ein Arbeitsgeschirr zu tragen und schliesslich einen Wagen zu ziehen. Als Arbeitstiere werden die Elefanten aber nicht mehr ausgeliehen, denn ihre Arbeit wird weit aus besser und schneller von Traktoren erledigt, so dass die Berechtigung der Station in Frage gestellt ist, auch wenn sie zweifellos noch einen gewissen Wert hat als Attraktion für den Fremdenverkehr und für wissenschaftliche Beobachtungen.

Zum Schluss der Dressur treten alle Kornaks mit einem belaubten Ast vor die Elefanten und stimmen einen geradezu fürchterlichen Gesang an – damit entschuldigen sie sich, wie uns erklärt wird, bei ihren Tieren, falls sie ihnen Ungemach zugefügt haben sollten. Anschliessend dürfen die Jungelefanten mit der Herde den ganzen Tag auf der Weide verbringen. Abends erhalten die Jungtiere zusätzlich eine Portion Futter; bestehend aus Trockenmilch, gekochtem Reis und Maismehl.

Auf unseren Fahrten per Pick-up durch den Garambapark besuchen wir auch die Mission de Saeger, die seit 1949 hier stationiert ist



Morgendressur im Camp d'Aru. Die frisch gefangenen Elefanten lernen sich hinzulegen.

und wo seinerzeit auch Professor Hediger arbeitete. Über eine Million Insekten und viele Vogelbälge wurden gesammelt, man machte Verhaltensstudien und unzählige wissenschaftliche Publikationen. Zwischen den Zelten treffen wir eine reizende zahme Wildkatze (*Felis lybica*), die als verlassenes Jungtier gefunden und mit der Flasche aufgezogen worden ist. Auf dem Rückweg begegnen wir einer Herde von zwölf Elefanten, die in grossartiger Ruhe hinter- und nebeneinander durch das hohe Gras schreiten.

Im Hause von Cdt. Micha lernen wir einen bemerkenswerten alten Herrn kennen: Colonel Norbert Laude aus Antwerpen. Er ist Directeur de l'Institut Universitaire des Territoires d'Outre Mer und Mitglied des Conseil Colonial. Noch ist ja der Kongo belgische Kolonie. Colonel Laude hat das Land schon im vorigen Jahrhundert bereist und weiss spannend davon zu erzählen. Jetzt ist er mit seinem Sohn, der im Krieg Pilot war und später dem Benediktinerorden beitrug, hier auf Safari.

Wir machen noch mehrere Fahrten durch den Garambapark. Das Gras steht aber mittlerweile so hoch, dass man kleineres Wild nicht sehen kann. So übernimmt meine Frau das Steuer, während ich auf der Brücke stehe, um den Überblick zu behalten. Durch Klopfschreie verständigen wir uns. Wir beobachten Giraffen, die bis zum Bauch im Gras stehen, und geniessen die weite Hügellandschaft und die guten Pisten, die von der Parkverwaltung vorbildlich unterhalten werden. Einmal treffen wir auf zwei riesige, weisse Nashörner, die laut miefend miteinander spielen und sich schliesslich seitlich ins hohe Gras schlagen. Zählungen haben ergeben, dass noch über tausend dieser riesigen, gutmütigen und recht zahmen Tiere im Park leben. Doch sie sind von Wilderern, die aus dem Sudan bis hierher kommen, arg bedroht. Ihre Zahl wurde in den Achtzigerjahren sogar bis auf etwa ein Dutzend reduziert!

10. August 1952. Wir verlassen die schöne Station Nagero und unsere lebenswürdigen Gastgeber, die Michas, und fahren über Faradje in Richtung Adranga. Es ist drückend heiss, und meine Frau hat Atembeschwerden. In Ambarao besuchen wir den Territorial-Offizier, der uns von einem Schweizer Freund empfohlen wurde. Monsieur le Clerq lebt als Junggeselle auf einsamem Posten, hat lange Haare – was zu der Zeit noch recht ungewöhnlich ist! – und wohnt in einem grossen Haus mit vielen Liegestühlen. Er stürzt sich "ausgehungert" auf jede Zeitschrift, die er bekommen kann und freut sich jetzt schon auf seine Ferien in Europa in drei Monaten. Zu seiner Arbeit gehört es, Recht zu sprechen – vor seinem Büro hängt eine handfeste Peitsche! – und das Anpflanzen der benötigten Lebensmittel anzuordnen und zu beaufsichtigen. Im Gebiet von Uele zum Beispiel muss jeder Eingeborene Baumwolle pflanzen und abliefern. Auch muss er dafür sorgen, dass



Lippen negerin bei Adranga.

die Einheimischen das Elfenbein geschossener Elefanten abliefern. Es sollen nämlich viele Elefanten in der Gegend sein, die Schäden an den Kulturen anrichten. Jetzt sind zwei Kornaks von Aru hier, um sie zu dezimieren. Im Büro von Monsieur le Clerq hängen zwei respektable Stosszähne von 69 und 70 Pfund Gewicht.

Die Fahrt von Ambarao nach Adranga ist heiss und holperig. Schon um vier Uhr nachmittags treffen wir ein und beziehen Quartier in der

Herberge "des Broussards". Ganz in der Nähe unseres Pavillons liegt auf der Strasse eine stinkende, tote Puffotter. Sie ist wohl überfahren worden. Das ist die erste Schlange, die wir in Afrika sehen. Auf den Wegen beobachten wir viele Wanderameisen, von denen fast jede einen toten Artgenossen mit sich schleppt.

Der Wirt unseres Hotels hält ziemlich viele Rinder von der Rasse der Lugare, mit kurzen Hörnern und deutlichem Buckel – wohl Zebuabstammung. Er erklärt mir, dass man hier kein Bahema-Vieh aus der Gegend von Bunia kaufe, da dieses mit Bandwürmern infiziert sei. Auch bade man das Vieh nicht, sondern lese einmal wöchentlich die Zecken ab. Das soll genügen. In der Gegend gibt es viele Löwen, die oft genug Rinder schlagen. Aus diesem Grund habe man Fallen konstruiert, in denen die Löwen automatisch erschossen werden.

Am nächsten Tag besuchen wir die grosse Viehfarm der Kilo-Minen in Kerekere, die von einem italienischen Tierarzt geführt wird. Man hält hier zirka elftausend Stück Vieh, meist die Rasse der Eingeborenen, gekreuzt aber mit Friesen und Shorthorn. Wir erhalten gleich eine vollständige Vorlesung über sämtliche vorkommenden Krankheiten und erfahren, dass der ganze Bestand alljährlich mit einer eigenen Vaccine gegen Anthrax (Milzbrand) geimpft werde, wobei regelmässig hundert bis zweihundert Tiere sterben würden.

Bei herrlich warmem Wetter fahren wir weiter nach Nioka, wo sich ein staatliches Labor der INEAC befindet, das von einem polnischen

Tierarzt, Dr. Jesersky, geleitet wird. Dieser war während des Krieges bei Professor Frei im Tierspital Zürich und dann einige Zeit in Katanga. Er fabriziert Tausende von Dosen Anthrax-Impfstoff, züchtet Pest-Virus auf Hühnereiern, beschäftigt sich mit Kinderlähmung und impft Affen damit. In grossen Stallungen hält er viele Versuchstiere wie Dikdik-Antilopen, Meerkatzen, Schimpansen, einen Büffel und anderes mehr.

Noch am gleichen Abend fahren wir wieder Richtung Bunia, wo wir im Palace-Hotel wieder "unser" Zimmer beziehen können. Eine eindrückliche Reise – 1100 Kilometer ohne nennenswerte Panne – liegt hinter uns.

Am 13. August 1952 verlassen wir erneut Bunia, diesmal in Richtung Ituri-Wald. Bald nach Irumu nimmt uns der Urwald auf. Zuerst ist er von Pflanzungen und Lichtungen durchsetzt, dann wird er allmählich dichter. Manchmal berühren sich die Bäume – Riesen, die in ihrer Krone ihrerseits wieder viele Pflanzen beherbergen – in grosser Höhe über der Strasse. Von überall her ertönen Vogelrufe, und viele der Sänger sehen wir auch. An der Strasse treffen wir auf Pygmäen, klein gewachsene Männer und Frauen mit Mtotos (Kindern) und viel Gepäck, die meisten recht wohlgestaltet, hie und da mit etwas grossen Bäuchen, alle völlig nackt, nur mit einer kleinen Schamschnur versehen. Wir durchfahren diesen immensen Urwald, über hundert Kilometer in einer Richtung, auf gepflegter Strasse. Hier soll es auch viele Okapis, Waldbüffel, Waldelefanten und andere Tiere geben.

Etwa zwanzig Kilometer vor Beni liegt in Oicha das Urwaldspital von Dr. Becker, eingerichtet von einer amerikanischen Mission. Dr. Becker, der als Pygmäendoktor weitherum bekannt ist, hält gerade Sprechstunde. Etwa sechshundert bis tausend Patienten kommen jeden Tag hierher, viele von ihnen nur, um eine Medizin zu holen. Aber vierhundert Kranke dürften es gut und gern sein, die hier täglich betreut werden. In langen Schlangen stehen sie vor dem Spital und warten geduldig, bis sie an der Reihe sind. Dr. Becker empfängt uns sehr freundlich. Er ist ein mittelgrosser, schlanker Mann mit guten Augen, der hier vorbildliche Arbeit leistet. Eine Schwester führt uns durch die vielen Pavillons, wo die schwarzen Patienten auf Holzpritschen liegen, viele auf Blättern oder selbst mitgebrachten Bastmatten. Einige wirken stumpf und in ihr Schicksal ergeben, andere scheu oder verdrossen. In einer Einzelhütte sitzt eine Pygmäenfrau auf der Pritsche: Sie ist seit einigen Tagen hier mit einer schweren Beinverletzung, die von einem fallenden Baum stammt. Mit beredten Gebärden schildert sie uns ihren Unfall, und wir meinen zu verstehen, dass sie von ihrem Mann und der ganzen Sippe hierhergebracht wurde. Als diese sie allein lassen wollten, heulte sie wie ein verwundetes Tier, bis schliesslich

ihr Mann bei ihr blieb. Zurzeit ist er im Urwald, hat aber seinen Pfeilbogen und ein Bündel Pfeile bei ihr gelassen als Zeichen dafür, dass er sicher wiederkomme. Die kleine Frau erhält von uns einige Bananen, was sie sichtlich zufrieden stimmt.

Recht viele Frauen kommen zur Geburt ins Urwaldspital. Wir sehen viele neugeborene Kinder an der Mutterbrust; die Frauen sind vertrauensvoll und zeigen uns stolz ihre winzigen Babies.

Auch zwei Operationssäle gibt es, und dicht neben dem Spitalgelände liegt eine grosse Leprastation, wo einige tausend Leprakranke leben. Wir sind sehr beeindruckt von diesem Werk christlicher Nächstenliebe und überlassen Dr. Becker gern die Hälfte unseres Penicillinvorrates.

Von Beni aus führt eine schlechte Strasse Richtung Ruwenzori. Der Semliki, ein ansehnlicher Fluss, wird auf einer Fähre überquert. Am Ufer steht eine Palmengruppe, die von Webevogelnestern geradezu übersät ist, eine riesige Kolonie metallisch-glänzender, schwarzer Webevögel mit grell-gelber Pupille. Wir durchfahren einen blühenden Akazienwald und erreichen auf steiler Strasse Mutsora, die Station im oberen Teil des Albert-Nationalparks. Der Leiter, Monsieur de Wild, empfängt uns eher kühl und empfiehlt uns, im nahen Hotel Ruwenzori Unterkunft zu suchen. Nicht ohne anzufügen, dass dies meist überbesetzt und kürzlich selbst der englische Minister Hore Belisha abgewiesen worden sei ... So fahren wir denn in die angewiesene Richtung und finden ein schönes, gut eingerichtetes Hotel mit wundervoller Fernsicht. Zuerst sagt man uns, es sei kein Platz vorhanden, doch können wir uns schliesslich in einem primitiven, kleinen Pavillon installieren. Das Essen ist gut, die Bedienung mürrisch, vor dem Haus liegen drei grosse Badebecken und hinter dem aus Granit gebauten Hotel rauscht ein wilder Bergbach.

14. August 1952. Nach ausgiebigem Frühstück im Hotel begeben wir uns erneut zu Monsieur de Wild. Diesmal ist auch unser alter Bekannter, Colonel Laude, mit seinem Benediktiner-Sohn anwesend. Er begrüsst meine Frau liebenswürdig als "Pick-up-Girl", nachdem er gesehen hat, wie brillant sie unser Lastwägelchen fuhr. Nun ist de Wild sehr freundlich und stellt uns bereitwillig einen Passierschein aus für die Piste bis zum Edwardsee.

Schon vor dem Eingang zum Park weiden neben der Strasse sechs grosse Elefanten – zwei davon mit beachtlichen Stosszähnen – auf einer grünen Matte, wie wenn sie eben aus dem Stall auf die Weide getrieben worden wären. Der Albert-Nationalpark wurde 1925 durch ein belgisch-königliches Dekret geschaffen, zu einer Zeit also, als man allgemein noch nicht viel von Naturreservaten hielt. Er umfasste damals 809'000 Hektaren und zog sich vom Ruwenzori in sieben Sekto-

ren bis hinunter zum Kivu-See, die Semliki-Ebene ebenso miteinschliessend wie die inzwischen so berühmt gewordenen Virunga-Vulkane.

Die Piste führt uns zunächst an den Semliki, wo überall Flusspferde neugierig aus dem Wasser äugen. Weiter unten liegen mitten im Fluss zwei tote Flusspferde. Wie man uns gesagt hat, herrscht zur Zeit am Nordende des Edwardsees eine Seuche (wohl Milzbrand) der bisher mindestens fünfhundert Hippos zum Opfer gefallen sind. Weiter führt uns die Piste über eine riesige Grassteppe, um Hügel herum, auf denen einzelne Schirmakazien stehen. Im Moment ist wenig Wild zu sehen. Dann glänzt in der Ferne der Albert-See. Am Hang tummeln sich einige Warzenschweine und Thomas-Wasserböcke, auch Büffel heben ihre Köpfe. Am Ausfluss des Semliki aus dem Edward-See treffen wir auf eine gewaltige Vogelansammlung: Kormorane, Pelikane, Sattel- und Klaffschnabelstörche, Krokodilwächter, Nilgänse, Goliathreiher, Marabus stehen und laufen in Gruppen durcheinander. Immer wieder fliegen Kormorane und Pelikane in den See hinaus, um zu fischen. Im Vordergrund liegen träge Flusspferde, über ihnen, in der Luft "rüttelnd" Graufischer, die immer wieder nach Beute tauchen. Der Blick über die belebte Halbinsel auf die andere Seite der Steppe, wo in der Ferne Elefanten weiden, ist ergreifend – wir können uns kaum trennen.



Am Edward-See: Pelikane und Kormorane.

Auf der Rückfahrt machen wir nochmals einen Abstecher zum Fluss, wo ein mächtiger Elefantenbulle am Wasser steht und trinkt. Zwei Büffel poltern vor uns weg, in der Ferne zieht eine grosse Elefantenherde über die Steppe. Kurz vor der Parkgrenze liegt ein grosser Camion neben einer Brücke im Bach und daneben aufgeregt etwa zwanzig Afrikaner, Männer, Frauen und Kinder. Glücklicherweise ist niemand verletzt. Wir nehmen den Fahrer mit, damit er seine Firma unterrichten und Hilfe anfordern kann ...

Am nächsten Morgen – nachdem ich einen Reifen geflickt habe – fahren wir weiter, dem Gebirge entgegen. Nach unzähligen steilen Kurven und Engpässen kommen wir immer höher, zuletzt bis auf 2'200 m ü. M. Fast überall ist Kulturlandschaft, wir passieren Butembo, dann Lubero, und fahren auf fast 2'000 m ü. M. durch grosse Farnwälder und teilweise auch durch riesigen Urwald mit Bartflechten und Bambus. Eine ertümliche Landschaft. Überall stösst man aber auf Rodungsflächen oder fertige Plantagen. Hier in dieser Höhe ist ein gesundes Klima, und hier wird sich die Pflanzerei leider sehr entwickeln. Überall wird auch viel Holz geschlagen und man muss sich fragen, wie lange Gorillas in diesen Bergen wohl noch Lebensraum finden können. Schliesslich tut sich vor unsern Augen die weite Ruindi-Ebene auf und wir fahren ihr um Haarnadelkurven und vorbei an Chinin- und Pyretrumpfpflanzungen entgegen. Wie wir die Ebene erreicht haben, steht eine gewaltige Elefantenkuh mit einem Jungen direkt neben der Strasse und fächelt bedrohlich mit den Ohren, so dass wir uns sputen. Es dunkelt schon, als wir das Ruindi-Camp erreichen, das mit Touristen voll besetzt ist. Glücklicherweise hat Colonel Laude für uns gebucht und so bekommen wir Pavillon Nr. 2, eine lustige, runde Hütte mit Strohdach, guten Betten, Moskitonetz und Waschgelegenheit.

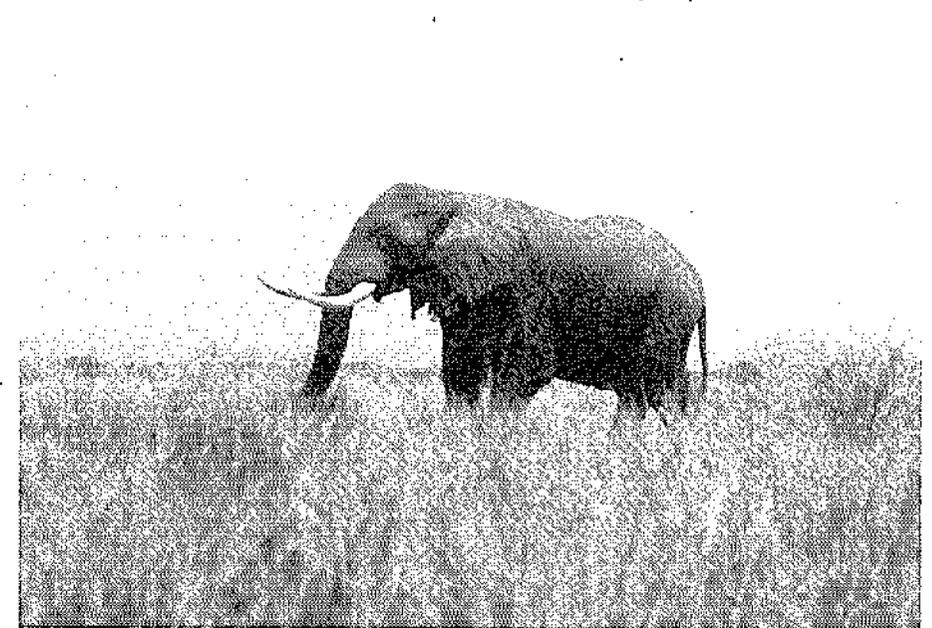
16. August 1952. Bereits um viertel nach sechs verlassen wir auf der vorgeschriebenen Piste das Camp, mit einem ortskundigen Führer als Begleiter. Schon bald begegnen wir dem ersten Flusspferd, das uns mit verächtlichem Blick ausweicht. Später vier Tüpfelhyänen und einige Warzenschweine. Wir fahren durch welliges Grasland, das von Buschreihen und einem Fluss gesäumt ist. Von einem kleinen Hügel, etwa fünfhundert Meter entfernt, spähen zwei Löwinnen nach uns. Im Fluss wimmelt es von Flusspferden jeder Grösse. Da und dort stehen Büffel, zu zweien und dreien, ferner viele Topi- und Impala-Antilopen. In der Nähe des Sees weiden Nilgänse, Pelikane und Kuhreiher sitzen herum, und auf einem Sandfleck finde ich das Nest eines Strandläufers, der sich schnell auf seine zwei Eier setzt. Um zehn Uhr sind wir wieder im Camp und ruhen uns aus. Die Nachmittagstour führt über die zweite offizielle Piste, einem Tal entlang und schliesslich in ein Gehölz, wo eine zirka 25köpfige Elefantenherde steht. Die Tiere möch-

ten den Weg überqueren, aber dort stehen zu viele Autos, so dass sie lange zögern und schliesslich etwa hundert Meter weiter vorne überwechseln. Ein ganz kleines Junges ist dabei, das bei der raschen Gangart kaum nachkommt.

Im Camp treffen wir Louis van den Bergh, den Leiter der IRSAC (Institut de Recherche Scientifique au Congo), der mehrere europäische Wissenschaftler beschäftigt und an einem Film über Gorillas arbeitet.

Am nächsten Tag besuchen wir die Fischerei am Edward-See. Auf der Fahrt stehen links der Piste zwei prächtige Elefantenbullen, die sich sehr gut beobachten lassen. Der eine trägt eine grosse Narbe am linken Hinterschapel und unregelmässige, grosse Stosszähne. Er scheint sehr alt zu sein. Der andere ist jünger. Beide beachten unsern Wagen wohl, zeigen aber kein grosses Interesse. Hingegen laufen sie rasch weg, als in rascher Fahrt ein von einem Afrikaner gesteuerter Camion naht.

Die Fischerei ist eine Kooperative, die vom Staat für die Fischer errichtet wurde, als die Schaffung des Nationalparks die Konzentration der einzelnen kleinen Fischereien notwendig machte. Da Fische als Eiweissquelle für die Bevölkerung überaus wichtig sind, gestatteten die Naturschutzbehörden auch weiterhin das Fischen im Park. Wir besuchen den Leiter der Fischerei, Monsieur Jacques Deltour, und



Der grösste Elefantenbulle, der uns je begegnet ist.

werden zu einer Tasse Kaffee in sein Haus eingeladen. Von dort bestaunen wir die reiche Vogelwelt, die in der Bucht vor dem Haus lebt: Dutzende von Marabus, die ihren roten Halssack aufblasen, Klaffschnabelstörche, Jacanas, viele Regenpfeifer und Flussuferläufer, heilige Ibis-se, Kuhreiher, Pelikane, dazwischen die kolkrabenartigen Schildkrabben, rüttelnde und tauchende Graufischer, Nil- und Höckergänse, Seeschwalben und Möwen – alle leben sie von den Fischabfällen, die in der Fischfabrik anfallen. Auf der Rückfahrt, nicht weit von der Fischerei stehen wiederum zwei riesige Elefantenbullen im zitternden Mittagsglast, dicht an der Strasse. Der eine reisst grosse Gasbüschel aus, peitscht damit den Bauch und steckt sie schliesslich ins Maul. Jetzt kommt er dicht vor uns auf die Strasse. Ich muss rückwärts rollen, da er den Sucher meiner Kamera ausfüllt. Er geht ruhig auf die andere Seite und frisst weiter.

Wir entschliessen uns, nach Bunia zurückzufahren und auf die Fahrt an den Kivusee zu verzichten, da die Zeit knapp wird. Am 18. August beginnen wir die Rückfahrt und erreichen einen Tag später, gegen Abend, Bunia. Unter unserer Post finden wir ein Päckchen von unserem Apotheker in Binningen. Er schickt uns Bromsalz anstatt das bestellte Dramamin ... Im Hotel bekommen wir das gleiche Zimmer wie das letzte Mal und fühlen uns sofort heimisch.

20. August. Grosses Retablieren. Wäsche waschen, Ölwechsel – die Fahrt in den Süden betrug immerhin 1'400 Kilometer! – Reparatur der Handbremse. Wir haben uns entschlossen, den Wagen zu kaufen, obwohl es eigentlich verboten ist, ihn aus dem Kongo auszuführen. Unser Grieche verspricht uns indes, einen Weg zu finden, ihn aufs Schiff nach Uganda zu bringen. Obwohl das Geld erst in ein paar Tagen eintreffen wird, vertraut Mr. Kellog meinen blauen Augen und gibt uns Wagenpapiere und Quittung. Er wird den Wagen selbst zum Schiff an den Albertsee bringen und offiziell werden wir erst am andern Ufer, also in Uganda, Besitzer des Wagens sein. Wir fahren vorerst noch bis Bogoro, nahe dem Albert-See, und beziehen dort Quartier in einem Hotel, das einem Hotelier-Ehepaar aus Belgien gehört, das beide Kriege mitgemacht hat. Die Frau war 1914 bis 1918 im Spionagedienst, im Zweiten Weltkrieg monatelang im KZ und zum Tode verurteilt. Nun haben die beiden alles in Europa verlassen, sind per Auto via Spanien nach Marseille, von dort per Schiff nach Mombasa und dann im Wagen durch Kenya und Uganda hierher gefahren, um ein brieflich gekauftes Hotel zu übernehmen – aus Angst vor einem dritten Krieg und um dem behinderten einzigen Sohn eine Existenz zu schaffen. Bogoro liegt auf 1'400 Metern Höhe auf dem Gebirgszug, der Bunia vom Albert-See trennt. Von hier fällt die Strasse steil ab nach Kasenyi am See.

23. August 1952. Wir sind schon um sechs Uhr startklar, da Kellog uns versprochen hat, früh hier zu sein. Gegen sieben Uhr fahren wir ohne ihn los, die sehr steile und zeitweise einbahnige Bergstrasse zum See hinunter. Am Zoll werden wir ohne Visitation zum Hafen durchgelassen, wo das schöne Schiff "Albert Coryndon" liegt. Wir bekommen sofort eine Kabine und laden unsern Koffer aus. Schliesslich erscheint Kellog, und ein junger, sympathischer Zolloffizier stellt uns, ohne zu fragen, die Exportpapiere aus. So können wir uns von unserem Griechen verabschieden und an Bord gehen, wo gerade unter schrecklichem Getöse ausgeladen wird: Kisten, Drahtgitterballen, Pipeline-röhren, undefinierbare Sackballen und viel Zement. Alles ist für die Kilo-Goldminen bestimmt, denen übrigens auch die Hafenanlagen gehören. Vor uns liegt der Albert-See im mittäglichen Dunst, heiss und unbeweglich, wie ein Meer. Am Ufer hinter uns baden die Schwarzen – viele Männer nackt, die Frauen meist in den Kleidern. Auf einem dünnen Ast sitzen drei hechelnde Kormorane, die abwechselnd in den See hinausfliegen, um zu fischen, und auf der Hafenanlage läuft ein Flussuferläufer. Über allem liegt das Geschrei der Hafenanlagen, die bei der Hitze keine grosse Arbeitslust zeigen. Von zehn Zementsäcken gehen zwei oder drei kaputt, und der Zement fliegt in alle Winde.

Eine gute Brise tut sich auf. Um viertel vor fünf wird unser Wagen vom Schiffskran aufs Schiff geschwungen, und nach 22.00 Uhr fährt das Boot in die schwarze Nacht hinaus, in ein Milliardenheer von Insekten hinein, die im Scheinwerferlicht schwärmen und von Fledermäusen gejagt werden. In unserer Kabine ist es sehr heiss, so dass wir nur schlecht schlafen.

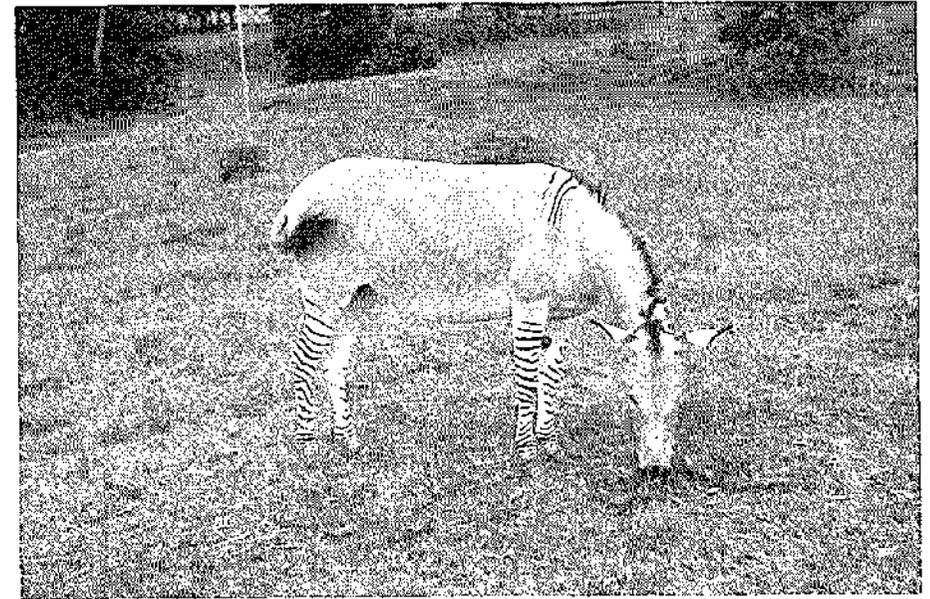
Noch vor Tag legt das Schiff in Kasenyi in Uganda an, an einem Pier, der von einer Halbinsel weit in den See hinausragt. Hier wird der ganze Kahn von den Schwarzen gefegt – das reinste Wasserfest. Schon steht unser Wagen an Land. Wir lernen in den letzten Minuten des Bordlebens den Distriktskommissar von Uganda kennen, der sich sehr für meinen Auftrag interessiert. Er lädt uns später zum Tee in Masindi ein. Dann fahren wir mit unserem Wagen zum Zoll, wo ein dicker Inder uns in Empfang nimmt. Wir müssen unsere Koffer abladen, und er senkt seine braunen Finger tief hinein und will alles wissen. Schliesslich stösst er auf Filme und findet diese sehr bedenklich. Ich erkläre ihm, wir müssten doch unbedingt die Schönheiten seines Landes festhalten, worauf er geschmeichelt ist. Er lässt mich einen Zettel unterschreiben, will aber auch noch den Inhalt des Wagens sehen. In einem Korb findet er eine Whiskyflasche, worauf ich eine Mineralwasserflasche ergreife und den Inhalt beider Flaschen als Mineralwasser deklarriere. «What ist this?» Er deutet auf den grossen Korb aus Oicha, der glücklicherweise leer ist. «Empty» stellt er fest und ist nun zufrieden. Er

stellt uns ein Papier aus, mit dem wir in ganz Ostafrika – Kenya, Uganda und Tangayika – zirkulieren können. Allerdings müssen wir uns in-
nert vierzehn Tagen irgendwo melden. Glücklicherweise erklimmen wir die
Rampe gegen das Festland und fahren nach Uganda hinein, Richtung
Masindi. Nach etwa dreissig Kilometern liegt eine Schlange auf der
Strasse, die ich zu spät sehe: leise zuckend liegt sie hinter dem Auto
auf dem Weg. Es scheint eine Gabunvipera zu sein. Ich packe sie, trotz
des Protestes meiner Frau, in einen Sack und nehme sie mit, um ihr
die Haut abzuziehen. Sie misst hundertvierzig Zentimeter und ist ein
Männchen.

In Masindi nehmen wir Quartier im Eisenbahnhotel und fahren am
Nachmittag zum Distriktkommissar zum Tee. Er wohnt in einem schö-
nen Bungalow inmitten eines prachtvollen Parks mit alten Bäumen
und prachtvollen Blumen. Zum ersten Mal sehen wir einen grossen
Busch blau blühender Petrea und zweifarbige Poinzettia. Mr. Burner
schenkt mir einen prächtigen, geschnitzten Elefanten – das erste Stück
in der Kollektion, die ich nun in Tanganyika zusammenbringen müsse,
wie er meint.

Die Reise von Masindi nach Entebbe gestaltet sich schwierig, weil
unser Motor auf der überschwemmten Strasse mehrmals den Geist
aufgeben will. Doch jedes Mal springt er glücklicherweise wieder an.
Wir passieren Kampala, eine recht grosse Stadt voller indischer Läden.
Von hier aus führt eine gute Asphaltstrasse bis an den Victoria-
see, wo wir im Hotel Lake Victoria Quartier finden. Wir besuchen
den berühmten botanischen Garten, der am Hang zum See liegt. Er
ist voller interessanter Pflanzen und schöner Blumen, hat einen prächtigen
Palmenwald und wir erkennen viele Urwaldbäume wieder, die
wir unterwegs gesehen haben. Überall sind Vögel: Honigsauger mit
weissroter Brust, Nashornvögel, Heilige Ibis, Hagedash-Ibis, Kuh-
reiher, Graureiher, Kormorane, Senegal-Baumliste, Turakos, verschie-
dene Limikolen am Strand und natürlich unser europäischer Flussläufer,
der durch seine Wanderungen zum Kosmopolit geworden ist. Zum
Nachessen im Hotel Lake Victoria muss man Jacke und Krawatte an-
ziehen – so fein sind hier die Sitten.

Unsere nächste Strecke führt uns nach Jinja. Bis dort ist die Strasse
asphaltiert, nachher von tiefen Gräben durchzogen: eine "Wellblech-
strasse", auf der man ordentlich schnell fahren muss, wenn man nicht
allzusehr durchgeschüttelt werden will. Oft stösst der hohe Wall in
der Strassenmitte von unten schier an den Wagen. Wir fahren durch
hügeliges Land, teils bepflanzt, teils Steppe – einmal auch durch einen
prächtigen Urwald, wohl ein Relikt aus früheren Zeiten. Zweimal sieht
man rechts den Victoriasee. Bei Kakamega irritiert mich ein merkwür-
diges Tier neben der Strasse, pferdeähnlich, sehr elegant, aber auf-



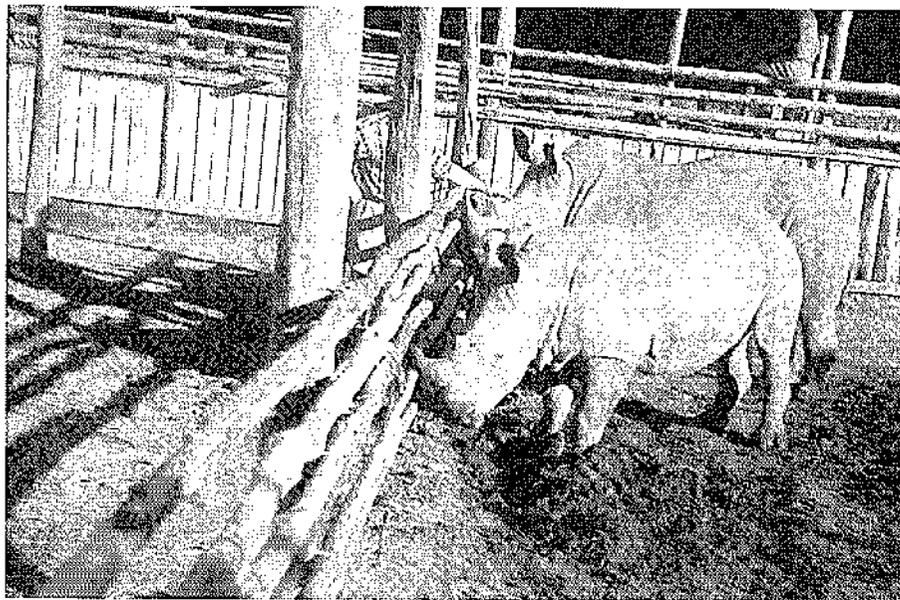
Zebroid bei Nakuru.

grund seiner Färbung kaum einzuordnen. Ich fahre zurück, fotografie-
re das Tier und komme zum Schluss, dass es sich um ein Zebroid
handeln muss, eine Kreuzung zwischen Pferd und Zebra. Der Strei-
fung nach muss da wohl sogar ein Grevyzebra Pate gestanden haben!
Später erfahren wir, dass in Nakuru ein Engländer lebe, der mit einem
Grevyhengst seine Pferdestuten deckte und schon eine ganze Anzahl
solcher Zebroide gezüchtet habe. Dieses hier werde neben einem
Esel an den Wagen gespannt!

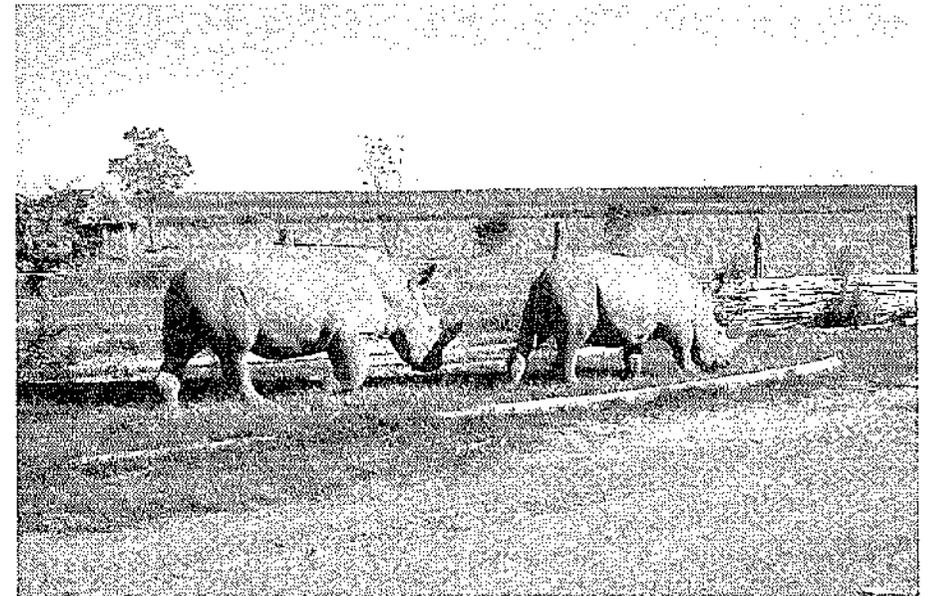
Kurz danach kommen wir zur kenyanischen Grenze, wo wir uns in
ein Buch eintragen müssen. In der Ferne droht eine schwarze Gewit-
terwand, und es fallen die ersten schweren Tropfen. Vor uns liegt eine
Ebene in der Tiefe mit einem Ausläufer des Victoriasees; an seinem
Ende die Stadt Kisumu, die wir auf einer sehr rauhen, steilen Strasse –
bei uns wäre dies ein besserer Alpweg für Maultiere! – erreichen. Wir
besichtigen den Strand in eigenartiger, gewittriger Abendstimmung.
Der See erscheint uns unendlich. Die Stadt ist voller indischer Läden,
das Hotel angenehm. Heute waren es 388 Kilometer auf schlechter
Strasse.

Anderntags erreichen wir gegen Mittag Nakuru, das Zentrum von
Kenyas Viehzucht. Auf riesigen Weiden, wo auch Pferde gehalten wer-
den, sieht man hochgezüchtete Rinder ohne Höcker, oft reine Frie-
sen. Die Engländer haben hier eine ertragreiche Viehzucht aufgebaut.

Nach Nakuru zweigen wir ab und erklimmen das Hochland: auch hier eingezäunte Weiden, so weit das Auge reicht. Die Strasse ist nass, so dass wir oft "schwimmen" und einige Male quer in der roten Seife stehen. Wir passieren Thompson's Falls und suchen unsern Weg zu Carr Hartley in Rumuruti. Wir haben den berühmten Tierfänger 1947 in Mombasa kennengelernt und sind neugierig auf seine Tierkollektion und seine Installationen. Wir finden ihn zu Hause und bestaunen seinen grossen Tierbestand: Tüpfel- und Streifenhyänen, zwei zahme Leoparden und fünf Löwen, Zebra- und Weissgesichtsmangusten, Karakale, Servale und Wildkatzen, zwei grosse Schimpansen und zwei Geparde, Riedböcke, Pferde-, Elen- und andere Antilopen, fünfzehn Giraffen, zwölf Zebras und viele grössere und kleinere Raubvögel, Kronenkränche, Sporengänse und anderes Wassergeflügel. Nur Elefanten sind keine da. Vor allem bewundern wir die zwei Weissen Nashörner (*Ceratotherium simum*), die Hartley zwei Jahre zuvor im Sudan gefangen hat – zwei weitere hatte er damals dem Zoo Antwerpen geliefert – die einzigen Weissen Nashörner der nördlichen Rasse in irgendeinem Zoo der Welt! Hartley offeriert mir sein Paar für 12'500 Pfund, also für rund sechzigtausend Schweizer Franken. Die Tiere sind völlig zahm, fast erwachsen und bewegen sich völlig frei auf der Weide, geführt von einem kleinen Jungen.



Nördliche Breitmaulnashörner auf Carr Hartleys Tierfarm.



Hartleys Nashörner werden täglich auf die Weide getrieben.

Carr Hartley ist erstaunt und besorgt, weil wir unbewaffnet und ohne Begleitung ins Hochland von Kenya gefahren sind. Vor einem halben Jahr ist nämlich der Mau Mau-Aufstand ausgebrochen, und unter ihrem Führer Kenyatta richtet sich der Widerstand der afrikanischen Bevölkerung gegen die Engländer, die gerade in dieser fruchtbaren Hochlandregion viele Farmen betreiben. Vor ein paar Tagen erst wurden 65 Milchkühen in einer Plantage die Achillessehnen durchgeschnitten; der Besitzer und seine Frau wurden ermordet. Im Lande herrscht eine sehr gespannte Stimmung, und Hartley rät uns dringend davon ab, abends die Farm noch zu verlassen. So übernachteten wir in einem seiner Besucherhäuschen und verbringen eine ruhige Nacht.

Anderntags nehme ich mit Erlaubnis von Hartley Blutproben der beiden Weissen Nashörner, wohl die ersten, die überhaupt je genommen wurden! Dr. Undritz in Basel wird sich darüber freuen. Die Blutentnahme bietet keinerlei Schwierigkeiten, da die Tiere völlig zahm sind und ich am Ohr jeweils eine kleine Kanüle setzen kann. Dann werden die Nashörner auf die Weide getrieben, wo sie grasen, wie Kühe.

Mittags fahren wir weiter Richtung Nairobi, durch Weideland und leuchtend gelbe Steppe, am Naivashasee vorbei, durch das Riftvalley und über eine steil ansteigende Rampe hinauf ins Hochland von Nairobi. Hier finden wir alle freien Plätze und Anlagen von Militärzelten

belegt – Folgen des Mau Mau-Aufstandes. Nur im Norfolk-Hotel erhalten wir Unterkunft für eine Nacht. Am nächsten Tag ziehen wir um ins Mayfair-Hotel, das etwas ausserhalb der Stadt liegt. Nairobi ist zur Grossstadt geworden – mit allen Vor- und Nachteilen.

Natürlich suchen wir unsern alten Freund Peter R.O. Bally im Coryndon-Museum auf, der uns interessante Informationen zum Mau Mau-Aufstand gibt und sich ebenfalls wundert, dass wir ohne Begleitschutz durch Kenya fahren. Die Engländer haben den Afrikanern längst Selbstverwaltung versprochen, denken nun aber nicht dran, ihr Versprechen wahr zu machen. In der Stadt wird gestohlen und geraubt, eingebrochen, vergewaltigt und gemordet. Man kann keinen Wagen offen, kein Haus unbewacht lassen, und dem Personal ist nicht mehr zu trauen. Kurz, es herrscht eine furchtbare Atmosphäre des Misstrauens und der Missgunst. Und die englische Regierung scheint dem Problem in keiner Weise gewachsen.

Am 1. September fahren wir von Nairobi nach Arusha. Zuerst geht es durch braun gebrannte Massai-steppe. Man sieht Gnus und Kuhantilopen, manchmal einen Sekretärvogel und viele Rinderherden, die den Massai gehören. Dann ändert sich die Vegetation: Im Dornbusch stehen immer wieder Giraffen. Schon am Mittag sind wir – trotz schlechter Strassen – in Namanga, das noch immer eine Oase mit herrlichen Blumen ist. Von hier aus führt jetzt eine neu angelegte Asphaltstrasse nach Arusha. Und bald taucht auch schon das vertraute Bild des Meru-Gipfels langsam aus dem Dunst: Wir sind Tanganyika.

In Oldonyo-Sambu zweigen wir ab und erreichen auf primitivem Strässchen die am Hang gelegene Farm von Willy de Beer, der eben im Kreise seiner Arbeiter auf dem Boden sitzt und palavert. Er freut sich über unser Kommen und verspricht uns, demnächst für Künzler auf Elefantenjagd zu gehen, damit wir unsern Elefanten-Transport zusammenstellen können. Zurzeit hat er drei halberwachsene Nashörner, zwei Giraffen, einige Zebras und sehr viele Agapornis auf der Farm. Er verspricht mir auch, Nashornvögel und Dreifarben-glanzstare zu besorgen.

Künzlers Farm bei Arusha ist in der Zwischenzeit zu einem veritablen Tiergeschäft geworden: Wir finden Nashörner, Elenantilopen, Zebras, Giraffen etc. – alles von einer Zementmauer umgeben. Sogar Gastzimmer sind vorhanden, von denen wir eines beziehen. Zuerst besuchen wir natürlich den kleinen Elefanten, der für uns bestimmt ist. "Tembo" ist schätzungsweise fünfzehn Monate alt und hat eine handteller-grosse, eiternde Wunde über dem rechten Auge. Er frisst eifrig Laub und Gras und scheint eine gesunde Verdauung zu haben. Wenn man zu ihm in die Boxe tritt, greift er mit gestellten Ohren an,

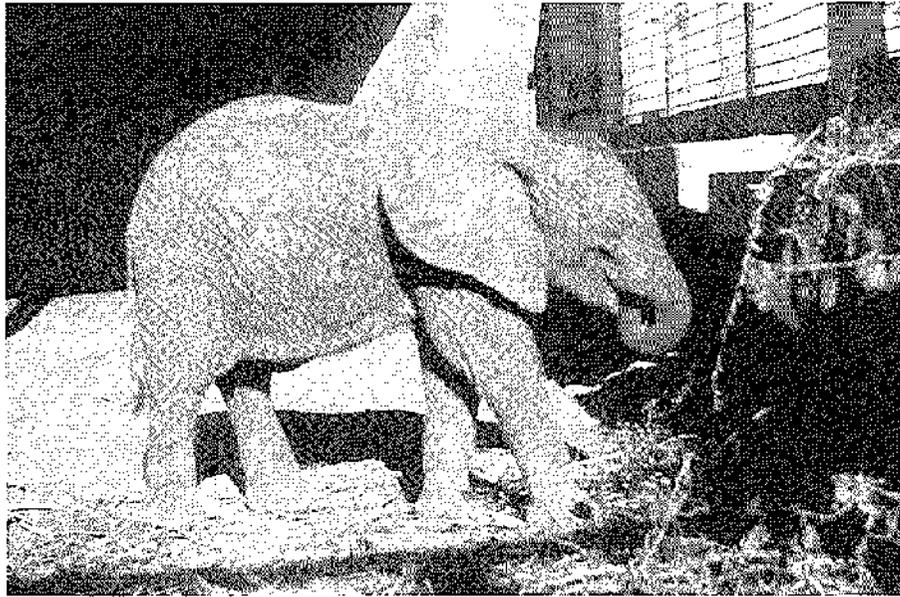


Die Elenantilopen in Künzlers Tierfarm werden täglich von Madenhackern besucht.

um dann aber anzuhalten und zurückzuweichen. Er hat noch grosse Angst vor dem Menschen.

Im Tiergeschäft arbeitet jetzt Dr. Fritz Ernst, ein Schweizer Zoologe, der am Unternehmen beteiligt ist. Er ist zur Zeit zusammen mit einem Italiener namens Pelegrini, der sich im Elefantenfang versucht, auf Safari. Ich bemühe mich, ein gutes Verhältnis zu unserem kleinen Elefanten aufzubauen. Ich bringe ihm Leckerbissen, die er gerne nimmt: immer aber weicht er anschliessend angstvoll zurück. Ich versuche ihn zu beruhigen, ihn zu bürsten, ihm die Wunde zu pflegen, doch das nimmt er mir übel. Er boxt mich, ich stolpere in ein Bodenloch und falle auf den Rücken. Sogleich will "Tembo" auf mich treten, aber glücklicherweise hat meine Frau alles beobachtet und weist den Elefanten, der immerhin schon 250 Kilo schwer ist, mit einem Besen zurecht. Ich zeige keine Furcht und greife mir einen Stock, worauf "Tembo" seine Angriffe einstellt und in einer Ecke schmolzt. Einige Stunden später dusche ich ihn, was ihm sichtlich gefällt. Ich löse alle Krusten und behandle auch seine Wunde, aber natürlich sehr vorsichtig und unter beruhigenden Worten; immer wieder reiche ich ihm einen Leckerbissen, und nun vertragen wir uns schon recht gut.

Am nächsten Tag setze ich den kleinen Elefanten in ein grösseres Gehege um. Erst locke ich ihn mit frischer Luzerne auf den Hof, doch er läuft gleich wieder zurück. Mit dem grünen Gras kann ich ihn aber



Der erste für uns gefangene Elefant "Tembo".

immer wieder ein paar Schritte weiter locken. Schliesslich wird er nervös und greift im Stehschritt an. Ich weiche in Richtung des neuen Geheges aus. Doch erneut kehrt "Tembo" um. Schliesslich traut er sich doch bis in die Nähe der neuen Türe und nimmt zwischen einer Mauer und einem Steinhaufen Aufstellung. Nun kann ich ihn von hinten sanft treiben, bis er schliesslich das neue Gehege betritt und sich einschliessen lässt. Er ist aber nach wie vor aufgeregt und brummt den ganzen Tag unwillig; immerhin frisst er hungrig sein Futter und hat auch keinen Durchfall, wie dies bei aufgeregten Elefanten häufig ist. Dafür zeigt er eine unangenehme Stereotypie: Immer wieder durchquert er sein Gehege diagonal in gerader Linie, rückwärts ebenso schnell und gewandt wie vorwärts. Ich dusche ihn nachmittags aufs neue ab und pflege seine Wunde, was er sich mehr oder weniger gerne gefallen lässt. Mit einem kleinen Stock, den ich ihm entgegenhalte, wenn er plötzlich wieder zu boxen anfängt, lässt er sich jeweils abhalten. Ich habe das Vorgehen der Natur abgeschaut: Stosszahntragende Elefanten wenden ihre Stosszähne im gleichen Sinne bei Artgenossen an. Einstweilen will der Kleine weder Bananen noch Karotten annehmen, doch biete ich ihm beides immer wieder an. Während der nächsten Tage beschäftige ich mich intensiv mit "Tembo" und bringe ihn soweit, dass er sich überall anfassen lässt und nicht mehr angreift. Wenn er einen Afrikaner attackieren will und ich ihn anrufe, hält er sofort inne.

Von Dr. Ernst hören wir, dass er mit Pelegrini südlich von Iringa in der Ruahaebene ein neues Fanglager eingerichtet habe. Hier seien, so meint er, die Aussichten für den Elefantenfang besonders gut.

Derweil fahren wir mit der Eisenbahn für einige Tage zu Bekannten nach Tanga. Letztes Mal haben wir sie in Vipingo in Kenya besucht, wo Hans Markwalder Chef der dortigen Sisal-Estate war, die zum grossen Amboni-Konzern gehört. Nun war er Generaldirektor des Gesamtkonzerns. Der Hauptsitz der Amboni, der grössten Sisalfirma der ganzen Ostküste, liegt zirka zehn Kilometer nördlich von Tanga. Als erstes lerne ich im Park mit den schönen alten Bäumen einen neuen Vogel kennen: der gefleckte Morgensänger (Cychladusa) ist mit unserer Nachtigall zu vergleichen, singt in der Dämmerung genauso schön wie diese und ist ebenso bescheiden gefärbt. Für eine an der Küste geplante Viehfarm sucht die Amboni zurzeit einen Leiter. Es sind Landflächen von zweimal vierzig Hektaren vorgesehen; bereits werden auch Wege gebaut und die Zahl der gefährlichen Tsetsefliegen abgeklärt. Rund um die Landflächen wird der Busch glatt entfernt, damit keine neuen Fliegen zuwandern. In der Gegend von Arusha wurden auch bereits tausend Rinder gekauft, die nun langsam gegen Tanga getrieben und in das vorgesehene Gebiet gebracht werden. Die Stelle erscheint mir überaus reizvoll!



Junges Spitzmaulnashorn auf der Tierfarm August Künzlers.

August Künzler informiert uns, dass zwei weitere Elefanten gefangen worden seien und ich nun Gelegenheit habe, mit auf Fang zu fahren. Ich fliege also eilig nach Arusha zurück und habe vor, mit Dr. Fritz Ernst in unserem Wagen Richtung Ruaha-Ebene zu fahren. Meine Frau bleibt bei unsern Freunden in Tanga, da das Leben im Fanglager zu anstrengend für sie wäre.

In Arusha finde ich die zwei neuen Elefantenkinder zusammen mit "Tembo" im selben Kral. Es ist auffallend, wie viel ruhiger der junge Elefant geworden ist, seitdem er in Gesellschaft von Artgenossen ist. Ich kann allerdings den Kral nicht mehr betreten, da die zwei Neuankömmlinge sofort angreifen. Beide sind Bullen, der eine etwa gleich gross wie "Tembo", der zweite etwas kleiner. Wir nennen sie "Omari" und "Katoto". Anführer ist "Tembo" und alle drei nehmen jetzt gern Bananen, Süsskartoffeln und Karotten; sie fressen gut und haben bereits zu betteln gelernt.

Am 16. September starten wir zur grossen Reise in die Ruaha-Ebene. Auf guter Strasse fahren wir durch die Steppe nach Babati, dann über Hügel nach Kondoa und durch Dornbusch nach Dodoma, wo wir um halb sechs Uhr abends eintreffen. Da wir im einzigen Hotel nicht reserviert haben, finden wir keine Unterkunft, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als weiterzufahren. Wir haben noch eine knappe Stunde Tageslicht und wechseln uns öfters ab beim Fahren. Dr. Ernst überfährt eine schwarze Schlange, die sich als Speikobra (*Naja nigricollis*) herausstellt und noch etliche Strahlen des mörderischen Giftes auf die Strasse spritzt. Später finden wir ein überfahrenes Rüsseldikdik. Nach langer Fahrt auf enger, gewundener Strasse, vorbei an Abgründen, die man in der Finsternis nur ahnt, treffen wir schliesslich um elf Uhr abends todmüde in Iringa ein und finden glücklicherweise mühelos Unterkunft. Wir haben heute 688 Kilometer zurückgelegt, genug, um nach einem erfrischenden Bad in tiefbraunem Wasser gleich ins Bett zu sinken.

Iringa ist ein sympathisches Dorf voller blau blühender Jacarandas, mit breiter Strasse und einer ausgezeichneten, von drei Italienern geführten Garage, wo unser Auto mit neuen Kerzen versehen und auch sonst in Schuss gebracht wird. Wir müssen hier auf den uns folgenden Lastwagen warten, um dann gemeinsam ins Fanglager zu fahren. Auf dem Lastwagen sind die Kisten für die Elefanten und mehrere afrikanische Helfer. Nach einem weiteren Tag vergeblichen Wartens verlassen wir Iringa und fahren bis Sao Hills, wo wir in einem alten, kleinen Hotel übernachten, das von einer alten Engländerin vorbildlich geführt wird. Wir geniessen die harten Matratzen und die Wärme des Feuers, denn wir befinden uns auf über 2'000 m ü. M., und draussen ist es kalt und neblig.

Am nächsten Tag brechen wir früh auf. Langsam senkt sich die Strasse, und da der Nebel schwindet, geniessen wir einen einmaligen Blick über die im Sonnenschein liegende weite Ruaha-Ebene. Wir verlassen den Weg und fahren auf einer primitiven Piste, an mehreren Dörfern vorbei, hinaus in die unendlich scheinende, fast baumlose Steppe, die auf 1'000 m ü. M. liegt und in der in unzähligen Windungen der Ruahafluss mäandert. In kreisförmig angelegten Dörfern, bestehend aus Spitzhütten mit Viehkral, leben nur wenige Menschen in diesem Gebiet, das etwa so gross ist wie der Kanton Bern.

Bei einer Abzweigung treffen wir auf einen unserer Fangwagen. Der Fahrer berichtet, dass Pelegrini zwei weitere Elefanten gefangen habe, beides Männchen. Um drei Uhr kommen wir im Lager an, wo eben zwei kleine Brettergehege gebaut worden sind. Das eine der beiden Elefantenkinder stellt sich glücklicherweise bei näherer Betrachtung als Weibchen heraus, worüber wir – im Hinblick auf unsere Rückkehr nach Basel – sehr froh sind. Der kleine Bulle, genannt "Bahati", wurde am 15. und das Weibchen am 18. September gefangen. Beide hätten, wie man uns erzählt, zwei Tage lang geschrien, dabei aber vom ersten Tag an Zuckerrohr, Gras, Papaiafrüchte und Milch mit Maismehl angenommen. Man hatte auch den Versuch gemacht, die Jungtiere, die unruhig in ihrem Kral hin und her stereotypierten, zusammenzulassen; sie boxten aber so stark gegeneinander und warfen sich gegenseitig um, dass sie wieder getrennt werden mussten.

Das Fanglager liegt 112 Kilometer von Arusha entfernt. Wir stellen unser Zelt auf, vermissen aber ein Bett, das angeblich im Gepäck sein müsste. So schläft Dr. Ernst auf einer Gummimatratze und ich auf dem einzigen noch verbliebenen Feldbett. Gegen Morgen wird es sehr kalt.

Kurz nach Sonnenaufgang fahren wir mit einem der Lastwagen an den Ruaha. Die Steppe ist ausgedörrt, nur dem Flussufer entlang zieht sich ein grüner Saum. Dabei soll die Ebene nur während drei Monaten im Jahr begehbar sein, da sie sich während der übrigen Zeit in überschwemmtes Sumpfland verwandelt. Riesige Schwärme von Blutschnabelwebern (*Quelea*) sind zu sehen; in den Büschen finden wir tausende von Nestern. Schreiseeadler, Löffler und Seidenreier, Nilgänse, Triele und viele andere Vögel halten sich am Ufer auf. In der Ferne weiden sechs Giraffen von Akazien, einige Zebras leisten ihnen Gesellschaft.

Unverhofft knallen in der Nähe drei Schüsse und Rauch steigt zum Himmel. Wir marschieren in die Richtung der Rauchsäulen und treffen auf einen jungen, zerlumpte Weissen, der verlegen erklärt, er habe auf ein Topi gefeuert. Er hat einige Schwarze bei sich, die Holz schlagen. Auf unsere Frage gibt er Auskunft: er heisse Peter Ser, sei

mit seinen Eltern hier in einem Jagd-Camp, habe den ringsherum brennenden Busch aber nicht angezündet. In der Tat: Haushohe Flammen wälzen sich über die Ebene, davor und darüber fliegen Milane und andere Raubvögel, die nach fliehenden Heuschrecken und Reptilien stossen. Es entwickelt sich ein gewaltiger Steppenbrand, und wir fürchten, die zahlreichen Elefanten könnten dadurch verjagt werden. Trotz seiner gegenteiligen Beteuerungen haben wir den Jungen in Verdacht, der Urheber des Brandes zu sein.

Bei unserer Rückkehr ins Lager finden wir endlich den vermissten Lastwagen vor. Er hatte in der Gegend von Dodoma Motorschaden. Nun sind die Elefantenkisten da, der Fang kann beginnen.

Wir fahren am Nachmittag ins vorgesehene Fanggebiet, wo man auch die letzten vier Jungelefanten aus drei verschiedenen Herden herausgefangen hatte, ohne dabei ein Alttier zu töten. Die baumlose Steppe ist von kniehohem, stellenweise fast mannshohem Gras bewachsen; dazwischen liegt vor Trockenheit gesprungener, zerrissener Boden. Da und dort sieht man ausgetrocknete, aber auch frische Elefantenspuren, zertretenes Gras und Elefantenkot.

21. September. Es ist Sonntag. Wir fahren schon um sechs Uhr, noch bei Dunkelheit, mit zwei Lastwagen weg. Pelegrini steuert den Fangwagen, einen Chevrolet von 2,5 Tonnen, auf dessen Brücke einige Afrikaner und Dr. Ernst mit Fangstöcken stehen. Ich bilde mit dem andern Wagen, an dessen Steuer ein schwarzer Fahrer sitzt, die Nachhut. Wir haben zwei Fässer, eines mit Wasser, das andere mit Benzin gefüllt, geladen, ferner zwei leichte, mit Gras gepolsterte Kisten. Wir fahren zum letzten Fangplatz und warten dort aufs Tageslicht. Kurz vor sieben wird es hell, aber von Elefanten keine Spur! Wir fahren ostwärts, müssen zwei tiefe Geländeeinschnitte – sogenannte Korongos – überqueren und gelangen in einen lichten Wald, wo die Ebene sachte nach Norden ansteigt. In der Ferne erkennen wir einige Elefantengruppen. Nachdem wir erneut einige Korongos durchquert haben, nähern wir uns den Herden – hier wimmelt es in der Tat von Elefanten! Dazwischen stehen – wie Wachtürme – einige Giraffen. Die Sonne ist inzwischen aufgegangen und bescheint die hellstämmigen Akazien und das dürre, fast weisse Gras, das in Büscheln meterhoch steht. Dazwischen sind immer wieder tiefe Löcher verborgen, so dass wir langsam fahren müssen.

Pelegrini folgt einer etwa vierzigköpfigen Herde mit sehr kleinen Kälbern und einem starken Bullen. Einige Gruppen scheeren bei der Annäherung des Fangwagens aus; langsam rückt dieser nach und folgt einer grösseren Gruppe nordwärts. Er versucht, die Elefanten in die offene Grassteppe zu drängen, was auch zu gelingen scheint. Hie und da wendet sich einer der Elefanten mit klappenden Ohren und erhoh-

benem Kopf drohend gegen den Wagen, schliesst aber rasch wieder zur Herde auf. Eine grosse Kuh mit zwei Kälbern verschiedener Altersstufen wendet sich nach links. Nun bedrängt der Fangwagen die restliche Gruppe von etwa einem Dutzend Kühen mit einigen Kälbern. Die Tiere laufen in Körperfühlung und schirmen die Kälber nach aussen ab, so dass man sie gar nicht sieht. Wie ein Schäferhund seine Herde, umkreist der Fangwagen die Gruppe, aus der oft eine der grossen Kühe zum Angriff ausschert: Sobald der Wagen die kritische Distanz unterschreitet, erfolgt ein Angriff. Pelegrini weicht geschickt aus. Eines der Jungtiere löst sich unverhofft von der Herde, steht einfach still, aber da es schon etwa zehn Zentimeter lange Stosszähne hat, wird es von Pelegrini nicht beachtet. Schliesslich löst sich ein halberwachsener Elefant mit zwei sehr kleinen Kälbern von der Herde, wird vom Fangwagen abgeschnitten und rammt diesen kurz. Die Kälber bleiben stehen, das grössere Tier schliesst zur Herde auf, und nun fährt der Fangwagen im Zickzack hinter der flüchtenden Herde her, um sie zu verjagen. Darin laufen ja die Mütter der zurückgebliebenen Kälber, und sie gilt es, wenn möglich, von den Jungen fernzuhalten. Noch einige Male greift eine grosse Kuh an, doch gelingt es Pelegrini, die Gruppe immer weiter von den Kälbern wegzutreiben.

Mein Wagen ist der Jagd in einer Distanz von etwa sechshundert Metern gefolgt, immer wieder anhaltend, damit ich filmen kann. Wir



Tierfänger Pelegrini mit sieben gefangenem Jungelefanten.

nähern uns den Kälbern, und eben kommt auch der Fangwagen zurück. Die Kälber drücken sich an die Autos, wie wenn es sich um ihre Mütter handeln würde, und wir können jedem einen Strick umlegen. Als wir eines der Elefäntchen in die Kiste schieben, stösst es nach uns und fuchtelt aufgeregt und heiser schreiend mit dem kleinen Rüssel. Die Kiste wird aufgeladen, der andere kleine Elefant in die zweite Kiste geschleust, und schon nach kurzem sind die beiden Tiere in ihrer Kiste auf dem Wagen verladen. Die beiden Elefantenkinder sind gleich gross; das eine ist ein Weibchen, worüber wir uns besonders freuen.

Um zehn Uhr ist die Jagd vorbei. Die Elefantenherde ist nicht zurückgekommen, und wir ziehen in Ruhe ab, nachdem die beiden Gefangenen tüchtig mit Wasser übergossen worden sind, damit sie sich abkühlen. Schon eineinhalb Stunden später sind wir im Lager; duschen die kleinen Elefanten erneut ab und stellen sie in den Schatten. Nach einer ausgiebigen Mittagsruhe bringen wir sie nachmittags gemeinsam im grösseren Kral unter. Zuerst boxen sie einander, doch dann suchen sie Zuflucht und Trost beieinander. Sie trinken auch schon Wasser und um halb vier schiebt das Weibchen erstmals etwas Gras ins Maul. Manchmal versuchen sie noch, an den Wänden emporzusteigen, doch abends trinken beide problemlos Milch mit Maismehl.

Unser Lager liegt an einem ausgetrockneten Bach, wo sich in einem selbst gegrabenen Loch etwas trübes Wasser sammelt. Hie und da wird in einem Benzinfass Wasser aus dem Ruahafluss geholt, das dann allgemeinen Zwecken dient. Für uns wird es filtriert und gekocht. Was man hier an Pflanzen anfasst, hat Stacheln. Selbst das Gras hat feine, aber scharfe Haare, die sich in die Haut bohren. Unsere Beine sind heute vom Marschieren durch das hohe Gras über und über zerkratzt. Doch unsere Schwarzen sind zufrieden, denn sie haben heute eine Extrazulage an Reis bekommen. Einer der Helfer erklärt mir, dass zwar viel Reis angebaut werde in Afrika, dass aber der meiste von den Indern gegessen werde und für die Schwarzen nicht genug bleibe.

Wir versuchen unser Glück am folgenden Tag nochmals und gelangen über holprigen Boden nur langsam zur Stelle, wo wir gestern auf die Elefanten stiessen. Ein einsames Flusspferd, von Kuhreihern begleitet, wandert über die Ebene zum Fluss, da und dort weiden Topis und Elenantilopen, und ziemlich weit östlich ziehen drei Pferdeantilopen über die Steppe. Im Akazienwald, wo überall Äste, ja ganze Bäume von den Elefanten geknickt worden sind, stehen viele Zebras und Giraffen. Gestern haben hier über hundert Elefanten geäst – heute ist kein einziger zu sehen. Wir fahren den ganzen Morgen auf der Suche nach ihnen, kreuz und quer über die Steppe – ohne Erfolg. Im Busch liegt das Skelett eines jungen Elefanten mit intaktem Schädel. Wir nehmen die beiden Stosszähne und den ersten Wirbel, den "Atlas", mit.



Frischfänglinge im Elefantenlager in der Ruahaebene.

Am Mittag sind wir wieder im Lager. Die jungen Elefanten haben sich schon gut eingelebt. Sie fressen Heu, Süsskartoffeln und Gras und trinken mit Lust die Maistränke.

Wir entschliessen uns, morgen die Rückreise nach Arusha anzutreten. Dr. Ernst wird mit den Elefanten auf zwei Lastwagen direkt nach Arusha fahren, während ich mit meinem Pick-up den Umweg über Tanga mache, um dort meine Frau abzuholen. Kurz vor der Abreise erhalten wir noch Besuch: Ein Pater der Mission Dossomaganga, die in den umliegenden Dörfern Schulen unterhält, möchte unsere Elefanten sehen. Die von der Mission entsandten schwarzen Lehrer, die den Kindern das Alphabet und die Bibel beibringen sollen, scheinen ihrer Aufgabe allerdings nicht durchweg gewachsen. Einen von ihnen haben wir kürzlich kennengelernt: Als wir ihn ansprachen, antwortete er lakonisch mit «ooooaah» – und zwar mehrmals, ohne etwas weiteres hinzuzufügen. Was auch immer wir fragten – immer die gleiche Reaktion! Er trug abgeschnittene Reithosen, war einäugig und fast zahnlos und machte wirklich einen überaus "ansprechenden" Eindruck. Unser Pater heute, ein Italiener mit langem Kinnbart und frommen Augen, macht per Velo eine Inspektionsreise und kennt das Land und seine Bewohner seit zwanzig Jahren. Wie er erzählt, gehören die Afrikaner in der Umgebung des Fanglagers zu den Wassangu. Daneben leben in diesem Gebiet auch noch die Stämme der Wakumbu, Wabena und

der Wahehe. Alle treiben Viehzucht. Wir diskutieren mit dem Pater die Frage, wieso es in dieser grossen Ebene keine Nashörner und keine Geparden gibt. Es sei wohl den grössten Teil des Jahres zu nass, meint er, und damit nicht der ideale Lebensraum für diese Arten.

Inzwischen wird aufgeladen. Die beiden zuletzt gefangenen Elefanten – sie haben inzwischen die Namen "Mavale" und "Idunda" erhalten – protestieren dagegen mit lautem Geschrei, fressen aber inzwischen alles, was angeboten wird. Wenn man sie berühren will, greifen sie an und boxen gegen die Kistenwand. Doch die schlimmste Phase der Eingewöhnung ist wohl schon überstanden.

Am 23. September verlassen wir das Lager früh um sieben Uhr und fahren auf staubiger Piste durch die Ebene in Richtung der Hauptstrasse. Auf halber Strecke werden wir von einem Inder angehalten, der mit seinem kleinen Lieferwagen, an dem die Windschutzscheibe fehlt, eine Panne hat. Neben dem Fahrer sitzt eine auffallend hübsche Inderin, wohl seine Frau, mit ihrem Kind. Wir nehmen das Wägelchen ins Schlepp und los geht's auf der staubigen Piste, volle Kraft voraus. Im Rückspiegel sehe ich von Zeit zu Zeit den kleinen Wagen aus dem Staub auftauchen und wieder verschwinden. Plötzlich habe ich den bestimmten Eindruck, dass etwas nicht in Ordnung sei und halte an. Der kleine Lieferwagen steht neben der Strasse, die beiden Vorderräder eigenartig verdreht, wie wenn die Steuerung gebrochen wäre, und der Fahrer ist kaum zu erkennen: Aus einem über und über staubbedeckten Gesicht gucken grosse braune Augen vorwurfsvoll zu uns auf, während die Frau nur ihren übergeschlagenen Sari sinken lässt, um staubfrei und in voller Schönheit dazusitzen. Der Inder bittet uns, ihn seinem Schicksal und – hoffentlich! – einem besseren Helfer zu überlassen.

Nach etwa hundert Kilometern machen wir den ersten Futterhalt. Aus einem Bach holen wir frisches Wasser, um damit unsere Tiere zu tränken und sie abzukühlen. In einem nahen Dorf erstehen wir frisches Zuckerrohr, das sie gehackt gerne fressen. Auch Steppengras ernten wir: Einerseits kann es als Unterlage in den Kisten, andererseits auch als Nahrung dienen. Die Elefanten liegen häufig, auch während der Fahrt. Wir fahren in meinem Pick-up öfters voraus und warten auf die beiden Lastwagen. Am Kimanifluss nutzen wir die Wartezeit, um uns gründlich zu waschen – nach dem Ruaha-Staub gewiss kein Luxus! Im dichten Busch neben dem herrlichen Gebirgsfluss stolzieren zwei riesige Kaffernhornraben umher. Später wechselt eine Pavian-Familie über die Strasse. Um 22.00 Uhr sind wir in Iringa, wo wir übernachten.

Von hier aus geleiten Dr. Ernst und Pelegrini den Transport nach Arusha, wo die Elefanten in geräumigen Boxen bei August Künzler

untergebracht werden. Ich fahre derweil von Iringa über Mbuyuni, Kilosa und Mvomero Richtung Tanga. Dicker Schlamm bedeckt die Strasse; ein Lastwagen und mehrere Personenwagen sind hoffnungslos seitlich im Strassengraben gestrandet. Mutig fahre ich an ihnen vorbei, bis auch ich schliesslich im Graben steckenbleibe. Mit Hilfe von einem Dutzend Afrikaner, die ich darum bitte und die zuerst alle auf der falschen Seite in die falsche Richtung schieben, gelingt es schliesslich, den Wagen wieder flott zu kriegen. Doch nach einem weiteren halben Kilometer lande ich schon wieder im Graben. Kurz danach geht es einem mit Indern und Schwarzen voll beladenen Pick-up nicht besser: Auf meiner Höhe, jedoch auf der andern Strassenseite, steckt auch er im Graben. Ich helfe schieben, doch es ist völlig hoffnungslos. Im Gegenzug hilft jene Besatzung nun auch mir und siehe da: Es gelingt uns, meinen Wagen mit vereinten Kräften wieder auf die Strasse zu schieben. Gerne nehme ich einen der Inder mit, damit er im nächsten Dorf Hilfe holen kann, denn auch mit Abschleppseil und Motorkraft sind wir nicht erfolgreich.

Nach langer, ermüdender Fahrt – immer wieder muss ich aussteigen, um die Scheinwerfer zu reinigen, die vom Schlamm förmlich zugedeckt werden – treffe ich nachts um 23.30 Uhr in Tanga ein und finde meine Frau im Gästehaus der Ambonifarm. Sie erkennt mich kaum, so dreckig und verspritzt bin ich vom Schlamm!

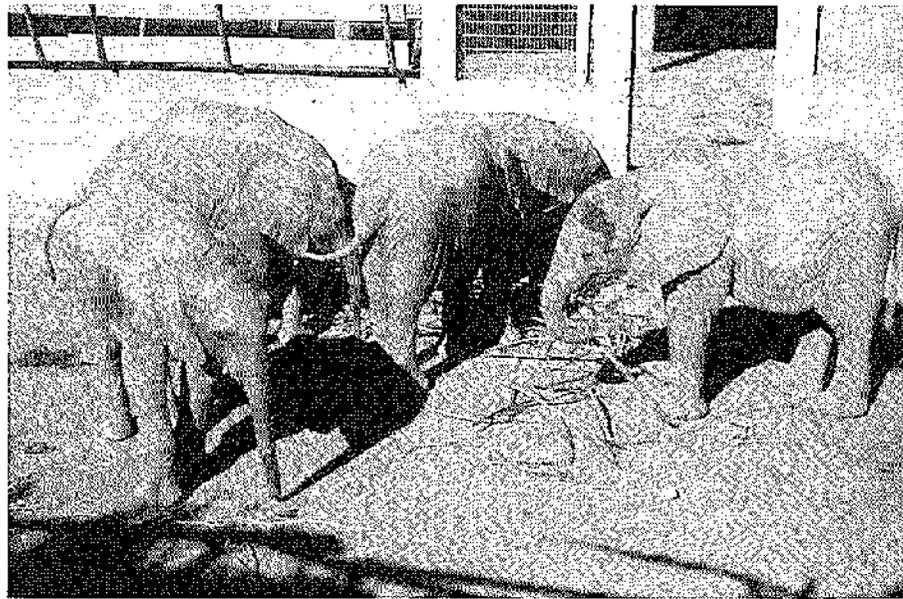
Die Tage in Tanga verbringe ich mit dem Studium der dortigen Vogelwelt, mit einem Besuch der im Entstehen begriffenen Ranch in Mkwaya, rund hundert Kilometer südlich der Küste entlang, und mit der Planung unserer Elefanten-Rückreise: Mit der Eisenbahn soll es von Arusha nach Mombasa gehen und von dort mit dem Schiff nach Genua. Gleichzeitig geniessen wir die Gastfreundschaft der Familie Markwalder.

Am 29. September verlassen wir Tanga. Nach einer Fahrt über Korogwe und Mombo und von da an durch die Usambaraberge, kommen wir abends in Mazumbai an und freuen uns, John und Lus Tanner auf ihrer Plantage anzutreffen. Wir haben Tanners 1947 auf unserer Giraffenreise kennengelernt. Sie hüten ein einzigartiges Reservat ursprünglichen, mit lichtem Unterholz bestandenen Gebirgsurwald; Farnwälder sowie zwei kleine Seelein mit Anhingas (Schlangenhalsvögeln), Kormoranen, Schwarzenten, grünfüssigen Teichhühnern, Zwergtauchern und vielen andern Vögeln befinden sich ebenfalls auf dem Gelände. Tanner betreibt neben dem Anbau von Chinin und Kaffee auch Holzwirtschaft, aber in sehr selektiver Weise und wenn immer möglich im benachbarten Staatswald. Als einziges Grosswild lernen wir den Abbots-Ducker, eine kleine Antilope kennen. Sehr häufig sind hier die Baumschliefer, die besonders nachts häufig zu hören sind. Wir

verbringen zwei sehr schöne, geruhsame Tage in dieser kühlen Gebirgswelt auf 1'440 Metern über Meer. Nicht weit vom Hause machen wir zum ersten Mal Bekanntschaft mit wildlebenden Colobus-Affen. Colobus oder Guerezas sind reine Blattfresser, die hoch in den Bäumen leben und durch ihren buschigen weissen Schwanz und ihren weissen Umhang, der an ein Cape erinnert, auffallen.

Am 2. Oktober verlassen wir Mazumbai und kehren nach Arusha zurück. Entlang den Usambarabergen fahren wir durch ausgedehnte Sisalfelder. Später beobachten wir im Dornbusch eine schöne Herde von Oryx-Antilopen dicht an der Strasse. Wir passieren Moshi und treffen abends in Arusha ein.

Sechs der sieben Jungelefanten teilen inzwischen eine grosse gemeinsame Boxe. Sie fressen gut – am liebsten Süsskartoffeln und Karotten – und sind munter. Die kleine "Ruaha" ist in einer Einzelkiste untergebracht, da eitrige Verletzungen behandelt werden müssen. Wer mit Futter an die Abschränkung tritt, wird freudig empfangen. Die jungen Elefanten fressen uns buchstäblich aus der Hand, lassen sich aber nicht gern anfassen. Einzig "Tembo" lässt sich dies ohne weiteres gefallen; er ist auch der grösste von allen und boxt die andern oft weg. In den folgenden Tagen beschäftigen wir uns viel mit den Kleinen, machen aber auch einige Ausflüge in die Umgebung. So besuchen wir Willy de Beer, den Tierfänger, der seinerseits auch versucht hat, für



Unsere frisch gefangenen Jungelefanten im Tierlager in Arusha.

uns Elefanten zu fangen. Leider ohne Erfolg. Immerhin hat er zehn schöne Rotschnabeltokos (Nashornvögel) und viele Agapornis mitgebracht, von denen wir einige erwerben. Er schenkt meiner Frau eine kleine afrikanische Wildkatze, ein wildes Teufelchen, das sie nun zu zähmen versucht.

Inzwischen lässt sich "Ruaha" aus der Kiste nehmen: Ich binde eine Schnur um ihr Vorderbein und binde sie irgenwo fest. So kann ich ihre Wunden besser behandeln, die jetzt langsam heilen. Die andern sechs werden regelmässig abgeduscht, was sie gnädig zulassen. Viel lieber ist ihnen allerdings das Staubbad nachher, das sie sich selbst verabreichen. "Omari" grunzt vor Vergnügen, wenn er sich im Staub wälzt, und auch die andern finden es wundervoll. Wenig später sind "Ruahas" Wunden verheilt, und alle Elefanten sind jetzt beisammen. "Omari" und "Tembo" haben die Oberhand, doch gibt es kaum noch Auseinandersetzungen. Die Zähmheit der Tiere hat allerdings kaum Fortschritte gemacht, auch wenn sie Futter aus der Hand nehmen und sich von uns treiben lassen, wohl weil sie in einer Herde leben.

Am 10. Oktober machen wir noch einmal einen Ausflug zum Ngorongoro-Krater. Wir fahren an Oldeani vorbei und steigen die steile Strasse zum Kraterrand empor. Als sich der Blick von der Kante in den Krater hinunter auftut, stehen wir einmal mehr voller Staunen: Wie auf einem Präsentierteller liegt ein umrahmtes Stück Afrika mit Steppe, See und kleinem Urwald vor uns – eingerahmt von den mit Nebelwald bestandenen Kraterzügen. Bis zur gegenüberliegenden Kante sind es mehr als zwanzig Kilometer!

Grosse Wildherden kann man beobachten: Zebras, Gnus, Elenantilopen, aber auch viel Vieh, denn die Massai ziehen von Zeit zu Zeit mit ihren Herden in den Krater, da sie dort ausgezeichnete Weide finden. Wenn aber die Gnus Junge zur Welt bringen, treiben die Massai ihre Rinder weg, da viele von ihnen die Nachgeburt der Gnus fressen und daran erkranken.

Der Blick in den Krater ist atemberaubend. Verschiedene Bäche sammeln sich in einem ziemlich grossen See, der keinen sichtbaren Ausfluss hat. Sein Wasser verdunstet oder versickert in der Tiefe des Kraterbodens. Wir fahren auf dem Kraterrand in Richtung Serengeti und steigen auch etwas auf der steilen Strasse hinunter, an einem grossen Massaikral vorbei. Dicht an der Piste steht eine Elenkuh mit zwei kleinen Jungen, wohl Zwillingen, und etwas weiter eine ganze Herde dieser grössten Antilope mit einem sehr starken Bullen.

Zurück auf dem Kraterrand essen wir im Schatten prächtiger Bäume unser Picknick. Fünf Hartlaub's Helmvoegel (Turakos) sitzen über uns im Laub und lassen ihren leuchtend roten Flügelack aufblitzen, wenn sie sich bewegen. Auf dem Rückweg begegnen wir grossen

Schwärmen von Witwenvögeln, verschiedenen Fliegenschnäppern, Augurbussarden, Geiern und Milanen, und wir können uns fast nicht trennen von dem grossartigen Anblick des Kraters.

Wieder durchqueren wir das fruchtbare Oldeaniland und zweigen rechts zum Manjarasee ab. Zuerst fahren wir auf einer guten Graspiste, dann auf einer flachen Sandebene, die salzig wird, und schliesslich stecken wir im Schlick, im perfiden, salzigen Mulm. Meine Ehefrau versucht hinten zu stossen, ich wende die Schneetechnik an und rolle den Wagen sachte nach hinten und nach vorne, und schliesslich kriecht unser Vehikel tatsächlich heraus und schafft es bis zur Rasenpiste. Nun wandern wir im grellen Sonnenschein zu Fuss auf der Salzfläche. Es ist sehr warm. Ein Paar Riedböcke geht vor uns auf, am Strand des Sees und an den Seitentümpeln hat es unzählige Strandläufer, Stelzenläufer, einige Kronenkränche und viele Enten und Nilgänse. Hinter uns weiden Zebras und Gnus; Giraffen knabbern an Akazienzweigen. Weit im flachen See draussen stehen und schwimmen hunderte von Flamingos und einige Dutzend Pelikane, am Schilfrand sind viele Marabus versammelt. Langsam machen wir uns auf den Heimweg, den Eindruck einer paradiesischen Landschaft mit uns nehmend.

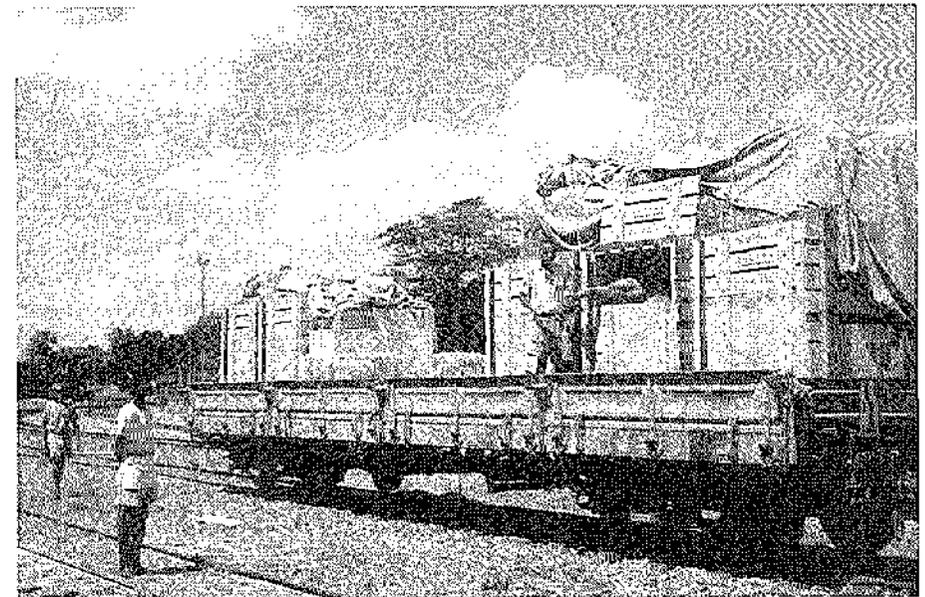
Wir kommen zur Nachtessenszeit in Arusha an – ich habe Fieber und sinke sofort ins Bett, nachdem ich pflichtschuldig meine Malaria-mittel zu mir genommen habe.

Meinen Wagen, der sich so bewährt hat, verkaufe ich einem Schweizer Zoologen, der damit ungefähr den gleichen Weg fahren will wie wir, jedoch in umgekehrter Richtung. Einige Jahre später bin ich im Kongo wieder auf das Auto gestossen – noch immer stand es im Ituriwald im Einsatz. Der neue Besitzer erzählte mir, er habe das Gefährt von einem Schweizer gekauft, der aus Tanganyika gekommen sei.

Meine kleinen Elefanten sind munter, nur "Ruaha" hat eine abscedierende Schläfendrüse, die ich behandle. Wir haben inzwischen den fünf für die Schweiz bestimmten Tieren Namen gegeben. "Tembo" – der Name des Bullen, den wir bei unserer Ankunft in Arusha schon vorgefunden haben – ist das Suaheli-Wort für Elefant. Der zweite Bulle, ein kleines, schön gebautes Tier, heisst "Katoto". Dies ist der Name des freundlichen, diensteifrigen Afrikaners, der unsern Begleitwagen gefahren hat; er freut sich sehr über die Namensvetterschaft. Den beiden Weibchen gehen wir die Namen "Idunda" und "Ruaha", beides Ortsnamen aus der Gegend, wo sie gefangen wurden. "Idunda" sollte später Zoogeschichte machen: Sie brachte im Jahr 1966 ein weibliches Jungtier zur Welt, den ersten Afrikanischen Elefanten, der je in der Schweiz geboren wurde. Sie starb 1988 an einer Salmonellose, nachdem sie mehrmals erfolglos künstlich besamt worden war. Der dritte Bulle wird "Omari" genannt, auch er nach einem zuverlässigen Helfer beim Fang. "Tembo" machte später eine erfolgreiche Karriere beim Zirkus Knie.

Am 13. Oktober packen wir die Elefanten ein. Wir stellen eine leere Kiste als Tunnel vor eine Türe; dahinter steht die Transportkiste. Zuerst trennen wir "Iduna" ab und treiben sie in die Boxe mit der Kiste davor. Auch "Omari" läuft ohne Umstände, während "Katoto" sich vor der Kiste umkehrt, dann aber rückwärts hineingeht. "Tembo" hingegen macht Anstalten zu ernsthafter Gegenwehr: Er greift uns schliesslich sogar an. Nun binden wir einen Strick an je eines seiner Hinter- beziehungsweise Vorderbeine und ziehen ihn so langsam zur Kiste, wobei wir an guten Worten und Leckerbissen nicht sparen. Schliesslich ist auch "Tembo" in der Kiste – wenn auch ziemlich beleidigt – und wir können die Tiere in ihren Kisten zum Bahnhof bringen und sie auf offene Güterwagen verladen. Der Transport wird von August Künzler und mehreren Afrikanern bis nach Mombasa betreut. Wir fahren im Auto hinterher.

Am 16. Oktober, meinem Geburtstag, erledigen wir bei den Hafen-Behörden den Papierkram. Dann begeben wir uns an Bord der "Rjinker", die derselben Schifffahrts-Linie gehört, wie das Schiff, das unsere Giraffen 1947 transportierte. So treffen wir denn auch verschiedene alte Bekannte und einen sehr sympathischen Kapitän. Wir bekommen einen ausgezeichneten Kaffee serviert – ein Genuss nach



Der Elefantentransport auf der Fahrt nach Mombasa.

dem "schwarzen Wasser", das in Afrika sonst überall üblich ist. Die Güterwagen mit unseren Tieren werden zum Schiff manövriert, und der Ladekran des Schiffs schwingt jede einzelne Tierkiste an einem Haken aufs Hinterschiff, wo wir die fünf Elefanten nebeneinander neben die Ladeluke stellen. Noch vor dem Abendessen ist alles aufgeladen – inklusive unsere Koffer und Kisten, die ohne Zollkontrolle passiert sind. Abends feiern wir Geburtstag und schlafen erstmals auf dem Schiff in einer guten Kabine.

Anderntags kontrolliere ich eingehend das Futter: Drei Säcke Süsskartoffeln, zwei Säcke Karotten, zwanzig Ballen Schmalheu, zehn Ballen Luzerneheu, zwei Säcke Maismehl, dreissig Stangen Zuckerrohr, einhundertzwanzig Büchsen Milch, Papaias, Passionsfrüchte, Tomaten und einige Säcke Vogelfutter, da wir noch Agapornis und andere Vögel bei uns haben. Ich füttere die Elefanten, wobei mir der Bootsmann hilft. Sie fressen ausgezeichnet, trinken aber, obwohl es sehr heiss ist, erstaunlich wenig. Die Ladeluke ist noch offen, es wird Sisal und Baumwolle geladen.

Um halb drei nachmittags löst sich unser Kahn, wird in die Hafemitte geschleppt und fährt von dort mit eigener Kraft ins offene Meer hinaus. Wehmütig stehen wir an der Reeling und winken lange: Unser Herz hat sich sehr an dieses herrliche Land gehängt, und wir fahren ungern ins kalte Europa zurück.

Ich hatte mir zum Ziel gesetzt, zahme, folgsame Elefanten nach Basel zu bringen – nicht Tiere, die jeden umwerfen, der in ihre Nähe kommt und die man anbinden muss, bevor man ihr Gehege putzen kann. Da mir klar ist, dass die Liebe des Elefanten zum Menschen durch den Magen geht, öffne ich, sobald die Kisten in einer Reihe an Bord stehen, die obere Hälfte des Schiebers, stelle einen Kessel mit gehackten Süsskartoffeln in die Nähe und bitte Matrosen und Passagiere, die an den Tieren vorbeigehen, ihnen jeweils einen Leckerbissen zu geben. Innerhalb eines einzigen Tages lernen die Elefanten, dass sie nur dann den begehrten Leckerbissen bekommen, wenn sie nicht boxen, und noch am selben Abend betteln sie alle Passanten an, wie wenn sie das schon lange gewohnt wären. Ich zeige ihnen, dass ein rechter Elefant den Rüssel hochhebt, so dass man ihm den Leckerbissen direkt ins Maul schieben kann. "Omari" gefällt das so gut, dass er noch am gleichen Abend das Maul weit aufsperrt, als ich mich mit einer Karotte nähere. Die beiden Weibchen "Idunda" und "Ruaha" beherrschen das "Kunststück" erst zwei Tage später. Am zweiten Reisetag beginne ich, die Tiere mit einer Bürste zu reinigen. Ich lehne mich dabei über den Schieber und streiche jedem Elefanten unter schmeichelnden Worten über Rücken und Seiten. Die meisten finden Gefallen daran oder reagieren mit Gleichmut. Nur "Omari" boxt mich em-



Meine Frau pflegt die Elefanten auf der "Rjinker".

pört zur Kiste hinaus, während die kleine "Idunda" zuerst entsetzt schreit, sich dann aber wohlig nahe an den Schieber lehnt, damit ich sie gut erreiche.

Am dritten Reisetag binde ich "Omari" und den kleinen Bullen "Katoto", der aussieht wie Babar aus dem Bilderbuch, an einem Hinterbein an der Kiste fest und nehme den Schieber heraus. "Omari" benimmt sich wie ein alter Zirkuselefant: Er tritt vorwärts aus der Kiste und wieder zurück, dann hin und her; und wenn ich mich mit Karotten nähere, legt er den Rüssel hoch und sperrt das Maul weit auf. Bleibe ich aber bei ihm stehen, will er boxen. Ich schimpfe einige Male mit ihm, worauf er das Boxen bleiben lässt – wenigstens mir gegenüber. Der erstbeste Matrose allerdings, der bei ihm stehen bleibt, fliegt auf's Deck. Doch schon nach wenigen Tagen ist "Omari" brav und zuverlässig. "Katoto" seinerseits bekommt einen langen Strick, so dass er die Kiste ganz verlassen kann. So ist es ihm möglich, zu seiner kleinen Nachbarin "Ruaha" hineinzuschauen und ihr Futter zu stehlen. Abends will er dafür nicht mehr in die Kiste, und wir müssen mit Schieben und guten Worten nachhelfen.

Am vierten Reisetag machen wir dasselbe mit allen Elefanten: Ich binde jeden von ihnen an die Hinterwand seiner Kiste und entferne alle Schieber. "Katoto" darf wieder ausserhalb der Kiste stehen und speilt vergnügt mit dem Seilende. Es ist sehr heiss. Wir fahren längs

der Küste von Solamiland und umrunden abends das Kap Guardafui. Um den Elefanten Kühlung zu verschaffen, waschen wir sie, was sie sehr geniessen. Meine Frau nimmt sich besonders des kleinen "Katoto" an und wäscht ihm die Ohren. Auch die andern füllen ihre Rüssel und blasen sich das Wasser hinter die grossen Ohren. "Omari" und "Idunda", nun ebenfalls draussen, lassen sich wohligh übergiessen und abbürsten.

Am fünften Reisetag befestigte ich eine leichte Leine an "Idundas" Vorderbein und lockte sie mit einer Karotte aus der Kiste und hinter mir her. Gemeinsam bummeln wir über das Hinterdeck. Plötzlich erschrickt "Idunda", doch kann ich sie glücklicherweise an der Leine festhalten und mit Leckerbissen beruhigen. Anschliessend zottelt sie wieder wie ein kleiner Hund hinter mir her, und als ich ihr in die Kiste vorankrieche und etwas Futter auf den Boden lege, lässt sie sich mühelos wieder einschliessen.

Am sechsten Tag nehme ich in gleicher Weise "Ruaha" und "Katoto" mit zum Spazieren auf Deck. Beide sind noch ängstlich, folgen mir aber, wenn sie Karotten bekommen. "Idunda" hingegen marschirt mit mir, wohin ich will, wie ein folgsamer Hund.

So übe ich jeden Tag, nehme schon am siebten Reisetag jeden der Jungelofanten aus seinem Reisekäfig und spaziere mit ihm über Deck. Ich bringe auch allen das Rückwärtstreten bei und von Zeit zu Zeit

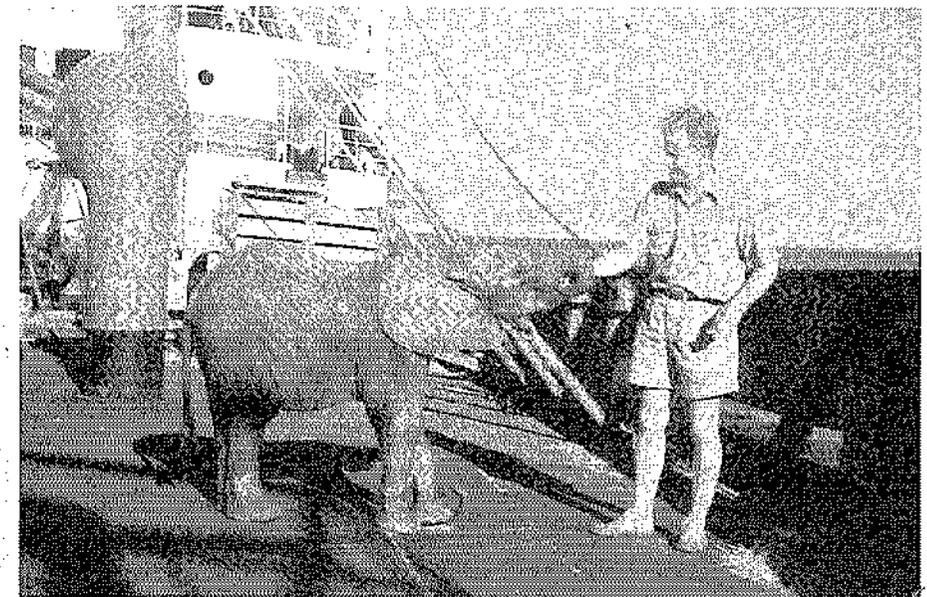


Schon bald sind die Elefanten "führig".

machen wir ein Wasserfest, übergiessen und bürsten die Elefanten, denn die Fahrt durch's Rote Meer ist heiss.

Dreimal am Tag bekommen unsere Pfleglinge gehackte Karotten, Süsskartoffeln und Bananen. Manchmal lassen sie Bananen oder Süsskartoffeln stehen und schränken so ihre Futterswahl freiwillig ein, wobei diese Vorliebe sehr variiert. Am Morgen erhalten sie zusätzlich gekochten Mais mit Büchsenmilch und Wasser; dabei erstaunt es mich aber immer wieder, wie wenig die Elefanten trinken. Nach jeder Fütterung wird zudem auch noch Zuckerrohr und Heu verteilt. Mittags bekommen die Tiere nochmals Wasser und abends wieder Mais mit Büchsenmilch. Das meiste Kurzfutter reichen wir ihnen mit der Hand. Über Nacht schliessen wir die Schieber. Es kommt aber auch vor, dass sich der eine oder andere tagsüber hinlegt.

Die Elefanten machen die Reise für uns sehr unterhaltsam. Während der Fahrt durch den Suezkanal pflege ich mit allen zusammen auf dem hintern Deck zu spazieren. Das ist allerdings nicht ganz ungefährlich. Uns gegenüber haben die Elefanten das Boxen zwar aufgegeben, doch untereinander tun sie es noch manchmal. So boxt einmal einer der grösseren Bullen die kleine "Ruaha", die umfällt und einem Matrosen den Fuss blutig quetscht. Auch meine Frau erhält dabei einen Schlag in den Rücken, den sie noch lange spürt. Wir bringen den Elefanten auch bei, den Fuss zu heben, damit wir sie rascher und be-



Ernst M. Lang mit "Idunda" auf dem Spaziergang über Deck der "Rjinkerk".

quemer anbinden können. Abwechslungsweise binde ich sie allein irgendwo auf Deck an, damit sie lernen, sich ohne Kameraden mit einer neuen Umwelt abzufinden. Immer wieder staune ich, wie schnell sich die Tiere anpassen und begreifen, was man von ihnen will.

Eines Tages will "Omari" nach dem Spaziergang nicht in seine Kiste zurück. Ich versorgte alle seine Kameraden, so dass er schliesslich vor geschlossenen Schiebern allein draussen steht. Schliesslich stellt er sich quer vor den Eingang und demonstriert wie ein pubertärer Trotzkopf: ich will einfach nicht. Ich rede ihm gut zu, puffe ihn in die Seite, was ihn schliesslich – wenn auch unter Protestgebrumm – veranlasst, in die Kiste zu gehen. Wie staune ich, als sich "Omari" am folgenden Abend gleich zu Beginn quer vor die Kiste stellt und ohne Protest rückwärts hineinmarschiert, als die Reihe an ihm ist – und dies während der ganzen restlichen Reise beibehält!

Wir haben wieder Zugvögel als Gäste an Bord: Ein kleiner Laubsänger hüpfte zwischen den Kisten herum, und Rauchschwalben fliegen um's Schiff. Auch Bienenfresser besuchen uns.

Am achten Reisetag werden wir von einem Sturm überrascht. Es hat nachts ziemlich stark geregnet, und nun ist die See aufgewühlt und grosse Sturzwellen schlagen über die Reeling. Wir decken die Kisten der Elefanten mit Blachen ab und tragen die Kleintiere in einen Raum neben der Maschine. Auch das Futter muss wasserdicht verstaut werden. Dennoch mache ich zweimal am Tag die gewohnten Übungen mit den Elefanten.

Am neunten Reisetag binde ich alle Elefanten hinten auf dem Deck lose an. Meine Frau zeigt jedem eine Karotte und hält ihm gleichzeitig eine Mundharmonika vor den Rüssel, damit er hineinblase. Sobald ein Ton ertönt, bekommt der Schüler die Karotte. "Tembo" entdeckt den Spass als erster und bläst schon bald alle Tonregister, um belohnt zu werden. Auch die andern zeigen Talent. Wir fahren nun durch's Rote Meer und nähern uns abends Suez. Es herrscht starker Gegenwind, der etwas Kühlung bringt. Es ist bereits Nacht, als wir in den Suezkanal einfahren.

Am zehnten Reisetag stehe ich sehr früh auf und staune von der Brücke: wir fahren durch die Wüste. Ich lasse die Elefanten wieder aus ihren Kisten und binde sie hinten auf Deck, wo wir Appell üben. Alle finden Gefallen an den Übungen. Nur "Ruaha" will partout spielen, kommt dann aber auch, um sich Futter zu holen. In Port Said gehen wir mit dem mitfahrenden Direktor der Kerklinie, einem gemütlichen Holländer, an Land und essen zusammen in der Stadt. Um halb vier sind wir aber wieder an Bord: Jetzt geht's hinaus auf's Mittelmeer!

Am elften Reisetag passieren wir Kreta. Wir haben immer noch warme Sonne und glattes Meer. "Idunda" hat etwas dünnen Kot, der

unverdauten Hafer enthält. Sie bekommt den ganzen Tag nur geschnittenes Heu, ist dabei aber sehr hungrig und unzufrieden. Abends ist ihr Zustand schon fast wieder normal. Der folgsamste und willigste von allen ist "Omari": Er folgt uns überall hin, sogar ohne Leine.

Drei Tage später werden wir am Morgen früh durch die Schiffshupe geweckt. Wir fahren mit halber Kraft im dichten Nebel, und eine Zeit lang steht das Schiff sogar still. Man hört das Nebelhorn von zwei andern Schiffen, die ganz in der Nähe sein müssen – eine unheimliche Situation. Schliesslich lichtet sich der Nebel und die Fahrt geht weiter, an Korsika vorbei. Wieder fängt es an zu regnen, und wir decken die Tierkisten vorsorglich ab. Gegen Mittag geht das Meer hoch, und unser Kahn schaukelt unangenehm. "Tembo" und "Ruaha" liegen viel, wie wenn sie seekrank wären. Am späten Nachmittag klart das Wetter auf. Wir füttern wie gewohnt, aber in den Kisten. Die Elefanten verwundern sich offensichtlich, dass sie ihr Futter nicht, wie gewohnt, draussen bekommen. Um 17.30 Uhr liegen wir vor Genua, und ein Lotse kommt an Bord. Drei Schlepper bringen uns in den Hafen, wo an der Mole Zollassistent Paul Steinemann und der Vertreter unserer Transportfirma Jacky Mäder uns erwarten. Wir verbringen die Nacht mit unsern Tieren noch auf der "Rijnkerk", packen alles zusammen und machen uns für den letzten Teil unserer Reise bereit.

Am 31. Oktober um 10.00 Uhr werden die Elefanten abgeladen, auf den Quai gesetzt und mit kleinen Hebekranen in geschlossene Güterwagen geschoben. Ich befürchte, die Kisten könnten kippen und bestehe drauf, dass jede einzeln mit Seilen fixiert wird. Die Kisten stehen quer zur Fahrtrichtung und oben drauf werden das Futter und die Behälter mit den Kleintieren gestellt, so dass wir schön Platz im Wagen haben und die Elefanten mit allem Nötigen versorgen können. Erst um 20.00 Uhr wird der Wagen an einen Zug gehängt, und ich habe den Eindruck, dass wir sämtliche Güterbahnhöfe Norditaliens besuchen. Am nächsten Morgen verpassen wir in Chiasso den Neun-Uhr-Zug, doch wird unser Güterwagen schliesslich an den Elf-Uhr-Zug angehängt. In zügiger Fahrt geht es den Tessin hinauf, durch den Gotthardtunnel und Richtung Basel. Es macht den Anschein, dass alle unsere Tiere recht müde sind von der langen Fahrt.

Am Bahnhof in Basel erwartet uns eine grosse Menschenmenge und natürlich unser Direktor, Professor Heini Hediger, sowie Verwaltungsratspräsident Professor Rudolf Geigy und viele Freunde und Bekannte. Wir transportieren die fünf Kisten auf zwei Tiefgangswagen in den Zolli. Als ersten nehme ich "Omari" aus der Kiste und führe ihn am Strick in den provisorisch als Elefantenstall eingerichteten Pflanzenkeller, wo ich ihn auf der vorbereiteten Holzplattform anbinde. Dann kommen "Idunda", "Ruaha", "Katoto" und "Tembo" an



Ankunft der fünf Afrikanischen Elefanten im Zoo Basel am 4. November 1952.

die Reihe: Alle folgen sie mir willig an ihren Platz. Wir füttern sie wie gewohnt, tränken sie und binden sie dann zum Schlafen los. Nachts tragen sie das Stroh an die Wand, wo die Heizung angebracht ist, und legen sich dort nieder.

So findet die interessante Elefantenreise ihren Abschluss. Kein Altier musste beim Fang abgeschossen werden, und keiner der Jungelefanten hat beim Fang, bei der Eingewöhnung oder gar beim Transport Schaden gelitten.

Ich war immer überzeugt, dass Elefanten – auch Afrikanische Elefanten – erfolgreich in Menschenhand gehalten und gezüchtet werden können, wenn sie von Anfang an zirkusmässig dressiert und betreut werden. Dies ist wohl auch die gefahrloseste Haltung für den Menschen. Wir hatten in Werner Behrens einen jungen, erfahrenen Tierlehrer, der sich von Anfang an unserer Jungelefanten annahm, ihnen Folgsamkeit und Respekt beibrachte, und sie auch dressierte wie im Zirkus. Unsere guten Beziehungen zum Zirkus Knie haben uns dabei viel geholfen. Der dortige Elefantenlehrer Seppi Hack nahm unsere Tiere zweimal eine ganze Saison mit auf Tournee, und so lernten sie sich ohne Furcht auf der Strasse und beim Bahntransport bewegen. Wir hatten auch Gelegenheit, von der Firma Carl Hagenbeck in Stellingen eine weitere Elefantenkuh zu erwerben, die im Alter gut zu unseren Tieren passte. So wuchsen drei Kühe und zwei Bullen im Bas-

ler Zoo auf, die bald einmal auch international bekannt wurden dank der Dressurvorführungen, die sie in einer eigens für sie erstellten Arena täglich zeigten. Alle Tiere behielten ihren freundlichen, ruhigen Charakter bis ...

... ja, bis der erste Bulle, "Omari", bössartig wurde. Ich war früher der Überzeugung, dass zwei Bullen in einer Zooherde überschüssige Energien aneinander abreagieren können. Doch "Omari" und "Katoto" vertrugen sich immer gut. "Omari" war offensichtlich der stärkere und behielt die Oberhand, doch beide waren im täglichen Umgang, beim Kinderreiten und den Dressurvorführungen, stets ruhig und zuverlässig. Eines Tages wurde einer unserer Gärtner, der sein Mittagsbrot im Tierpflegerraum des Elefantenhauses einzunehmen und oft mit den Elefanten zu teilen pflegte, von "Omari" am Arm zwischen Rüssel und Stosszahn eingeklemmt, als er dem Elefanten ein Stück Brot ins Maul schieben wollte. Der Mann wurde hochgehoben und zappelte hilflos am Stosszahn des riesigen Bullen, der ihn schliesslich fallen liess und auf ihn treten wollte. Glücklicherweise erschien in diesem Augenblick Werner Behrens und herrschte das Tier an, das auch sofort von seinem Opfer abliess. Der Mann hatte keine Verletzungen erlitten und konnte sich in Sicherheit bringen. Jetzt war Vorsicht geboten. Ausser den vertrauten Pflegern durfte sich niemand mehr allein in den Elefantenstall begeben. Acht Monate später drückte "Omari" einen Aushilfspflegler mit dem Stosszahn seitlich gegen eine Aussenwand des Elefantenhauses. Der Mann konnte sich in eine Ecke drücken, so dass der Stosszahn nicht voll wirksam wurde; als der Elefant nachfassen wollte, liess sich der Pfleger behende fallen und entkam. Immerhin musste er mit einer Blutung der Bauchspeicheldrüse ins Spital gebracht und operiert werden, tat aber schon nach kurzer Zeit wieder Dienst. "Omari" wurde nun gegenüber seinem Stallgenossen "Katoto" aggressiv und erhielt einige Zeit Beruhigungsmittel. Doch wenige Wochen später wandte er sich selbst gegen seinen Pfleger Werner Behrens, gehorchte nicht mehr und versuchte mit seinem langen Rüssel nach jedermann zu schlagen, der in seine Nähe kam. Schweren Herzens entschlossen wir uns, den Bullen zu töten. Wenigstens hatten wir noch "Katoto". Sowohl "Omari" wie "Katoto" hatten mehrmals die Kühe gedeckt, und am 13. Januar 1966 kam in Basel der erste Afrikanische Elefant in der Schweiz und der dritte in der Zoogeschichte überhaupt zur Welt. "Ota" war die Tochter von "Idunda" und wurde von ihr aufgezogen.

Erst sieben Jahre später erlebten wir Ähnliches mit dem wunderschönen Elefantenbullen "Katoto", der inzwischen ebenfalls zu einem Riesen herangewachsen war. "Katoto" war stets folgsam und gutmütig, befand sich jedoch üblicherweise immer wieder einige Wochen in

"Musth", das heisst in einem schwer zu beschreibenden Erregungszustand, während welchem die Schläfendrüsen ein fliessendes Sekret absondern. Zu dieser Zeit durfte er nur von den vertrauten Pflegern betreut werden. Jedesmal klang dieser Zustand wieder ab, und noch den ganzen Sommer 1971 trug "Katoto" viele Kinder rund um die Festmatte und nahm auch täglich an der Vorstellung in der Arena teil. Im Winter 1971/72 verweigerte er den Ablösungspflegern den Gehorsam, akzeptierte aber immer noch Werner Behrens. Im März 1972 jedoch griff er auch ihn an. Wir trennten "Katoto" in einer Einzelboxe ab und gaben ihm nur Stroh zu fressen. Er wog jetzt viereinhalb Tonnen und hatte eine Höhe von fast drei Metern. Experten und Elefantenkenner in aller Welt wurden zugezogen, denn wir wollten den Bullen nicht verlieren. Damals waren wir noch nicht so eingerichtet, dass wir Bullen ohne direkten Kontakt mit den Pflegern halten konnten. Es fand sich keine Lösung. Der Bulle musste eingeschläfert werden und bei der Sektion stellte sich heraus, dass seine Hoden, die ja in der Bauchhöhle liegen, keine lebenden Samenfäden produziert hatten. Deshalb haben wir von "Katoto" auch keine Nachkommen erhalten, obwohl er unsere drei Kühe immer wieder gedeckt hatte.

Der mit unserm Elefanten zusammen importierte Bulle "Tembo" verbrachte die ersten vier Monate bei uns in Basel. Im März 1953 reiste er zum Zirkus Knie nach Rapperswil, der ihn ja auch bestellt und damit den Anlass zu unserer Elefantenexpedition gegeben hatte. Bei Knie kam er in die Hand von Josef Hack, dem bekannten Elefantenlehrer, der ihm schnell die Grundbegriffe des Gehorchens und einige Tricks beibrachte. Bereits in der Saison 1953 reiste "Tembo" mit dem Zirkus und trat auch schon in der Manege auf. Sehr rasch hatte er begriffen, wie man am Schluss der Elefantenummer mit einem Taschentuch im Rüssel "Adieu" winkt. "Tembo" wurde regelmässig gewogen, und seine Gewichtskurve verlief parallel zu derjenigen unserer Zooelefanten; demnach fühlte er sich in der grossen Elefanten-Gruppe offenbar wohl. Nach Ansicht von Josef Hack war "Tembo" von leichter Auffassungsgabe: nur wenige Übungen waren jeweils erforderlich, bis er neue Tricks beherrschte.

Als die fünf jungen Afrikanischen Elefanten des Zoologischen Gartens Basel unter der Führung von Werner Behrens 1956 beim Zirkus Knie auftraten und dort mit "Tembo" und der etwas jüngeren Elefantenkuh "Iringa" zusammen täglich ein- bis zweimal in der Manege standen, staunten auch gewiegte Tierkenner, dass es in so kurzer Zeit möglich war, eine siebenköpfige Afrikanergruppe zu dressieren. 1963 verkaufte der Zirkus Knie den Bullen "Tembo" zusammen mit der Afrikanerin "Iringa" an den Zoo Hannover, denn "Tembo" war ablösen- den Stallburschen gegenüber nicht mehr zuverlässig, und zudem war

er mittlerweile so gross geworden, dass er mit seinen langen Stosszähnen und dem Rüssel den First des Stallzeltes erreichte und beschädigte. In Hannover lebte er im neu erstellten Elefantenhaus, wo ihm auch eine etwas zu kleine Freianlage zur Verfügung stand. Hier gelangte "Tembo" nun zur Geschlechtsreife, und "Iringa" brachte von ihm ein Junges zur Welt. Seinem Tierlehrer Wolfgang Ramin war "Tembo" völlig ergeben und unbedingt gehorsam. Er führte mit ihm alle Tricks, die er im Zirkus gelernt hatte, vor und war eine grosse Attraktion für die Zoobesucher.

Nach einigen Jahren begann für "Tembo" eine schwierige Zeit: Auch er zeigte Anzeichen von "Musth", kam dann von einer Stunde zur andern in einen Zustand der Aufregung. Dann wühlte er mit den Zähnen am Boden, schmiss mit Erde um sich und war für alle ausser dem vertrauten Pfleger gefährlich. Nur Ramin konnte ihn dann noch in den Stall dirigieren und ihn dort anketten. Als während eines Spitalaufenthaltes von Ramin "Tembo" eines Tages unruhig wurde, konnte ihn niemand mehr aus der Freianlage in den Stall befehlen. Ramin musste auf einer Tragbahre in den Elefantenstall gebracht werden. Durch die offene Türe zur Aussenanlage rief er "Tembo" an. Der Elefant stutzte, kam sofort in den Stall und liess sich unter der beruhigenden Stimme von Ramin anbinden.

Als ich im Jahre 1974 den Zoologischen Garten Hannover besuchte, stellte ich mich vor das Elefantenengehege und rief "Tembo" an. Sofort hob er den Kopf, stellte die Ohren und kam in raschem Tempo zur Grabenwand. Er streckte seinen Rüssel über die Abschränkung zu mir hin und als ich ihn liebkostete und ihm in den Rüssel blies, trat er plötzlich einen Schritt zurück, nahm eine Handvoll Sand vom Boden auf und schleuderte sie gezielt an meinen Kopf. "Tembo" hatte mich erkannt, nachdem ich ihn fünf Jahre nicht besucht hatte. Er erinnerte sich wohl einer tierärztlichen Behandlung beim Zirkus Knie, die für ihn unangenehm und schmerzhaft gewesen war.

"Tembo" musste im September 1977 einer Stosszahnbehandlung unterworfen werden. Beim Aufstehen aus der Narkose erlitt er einen Oberschenkelbruch. Er wurde im Alter von 27 Jahren durch eine Injektion von seinen Leiden erlöst. Sein Endgewicht betrug 6,6 Tonnen. "Tembo" war damals der älteste Afrikaner in Menschenhand, und er wird uns in seiner Schönheit und Würde stets in Erinnerung bleiben.

Die Elefantenkuh "Idunda" war stets der folgsamste und sanfteste Elefant der Gruppe. Als sie ihr Junges geboren hatte, war sie ängstlich und schmiegte sich an ihren Wärter. Dieser führte sie zu dem Neugeborenen, und so lernte sie ihr Kind kennen. Als dieses aufstand, wollte "Idunda" wieder ausweichen. Behrens konnte sie aber festhalten und

sie dazu überreden, ihr Junges trinken zu lassen. Es wuchs in der Folge sehr gut auf.

"Idunda" diente meinem Nachfolger, Dr. Dieter Rüdi, als Versuchstier für künstliche Besamung. Mit Samen von einem in Afrika erlegten Bullen versuchte er viele Male, die Elefantenkuh künstlich zu besamen. Leider ohne jeden Erfolg. Am 16. Januar 1988 starb "Idunda" an einer Salmonellose.

Die Elefantenkuh "Ruaha" lebt immer noch (März 1994). "Ruaha" war immer ein ängstliches Tier. Sie entzog sich mehrmals der Dressur und auch dem Kinderreiten, indem sie in den Stall zurückrannte. Schliesslich wurde sie nicht mehr eingesetzt. Sie ist nun etwa 43 Jahre alt, was für Afrikaner bereits ein Rekordalter bedeutet.

Alle unsere Elefanten wurden dazu erzogen, auf Befehl das Maul aufzureissen, denn ich wollte den Zahnwechsel verfolgen. Elefanten haben immer nur ein bis zwei Kauzähne pro Kiefer in Funktion und wenn der erste abgenutzt ist, wird er vom zweiten herausgestossen. Das nennt man die horizontale Zahnfolge. Bisher wusste man nicht, wie lange der einzelne Zahn in Funktion ist. Bei unsern Jungtieren konnte man diesen Wechsel schön verfolgen. Der erste Kauzahn wird im Alter von ein bis zwei Jahren ausgestossen, der zweite mit drei bis vier Jahren. Kauzahn Nummer drei geht mit neun bis zehn Jahren verloren, Kauzahn Nummer vier mit neunzehn bis fünfundzwanzig Jahren. Als "Idunda" im Alter von zirka 37 Jahren starb, war ihr sechster Kauzahn im Unterkiefer in voller Funktion. Ein kleiner Rest des fünften Kauzahns steckte noch unten rechts. Im Oberkiefer waren beide sechsten Kauzähne in voller Funktion. Ein Rest von zwei Lamellen vom fünften war noch oben rechts stecken geblieben. In mehreren Publikationen wurden diese Beobachtungen veröffentlicht.

"Ruaha" kaut heute auf dem achten Kauzahn in jedem Kiefer. Ein weiterer steht ihr nicht mehr zu. Vielleicht wird sie als zahnloses Tier sterben.

Pinguinreise

nach Australien und Tasmanien 1957

Durch die Französische Antarktisexpedition Paul Emile Victor erhielten wir im Jahre 1953 zwei Kaiserpinguine (*Aptenodytes forsteri*). Der eine starb allerdings kurz nach der Ankunft. Alfred, wie der einzige Überlebende von 22 Artgenossen genannt wurde, lebte sich im Zolli gut ein und wurde sehr populär, da er ganz zahm war und gerne in der kühlen Jahreszeit zwischen den Besuchern herumwandelte.

Jean Prévost, der die Brutbiologie der Kaiserpinguine in der Antarktis studiert hatte, konnte diese Vögel nur auf dem Schiff mitbringen und musste die Tropen durchqueren. Die meisten waren dieser Strapaze nicht gewachsen und starben auf der Reise an Pilzinfektionen. Prévost hatte das Brutgeschehen auf Film festgehalten und hielt in Basel mehrere Vorträge. Da wir uns angefreundet hatten, erwogen wir die Möglichkeit, gemeinsam eine gewisse Anzahl von Kaiserpinguinen per Flugzeug in die Schweiz zu bringen, womit die Infektionsmöglichkeiten minimiert und die Überlebenschancen der Pinguine erhöht würden. Prévost versprach, nach Abschluss der nächsten Expedition ein Dutzend Kaiserpinguine auf's Schiff zu verladen und nach Hobart/Tasmanien zu bringen, wo ich sie übernehmen und per Flugzeug in die Schweiz bringen sollte. Der nächste Aufenthalt von Prévost in der Antarktis war auf den Winter 1956/57 vorgesehen, und so bereitete ich eine Reise vor, die mich nach Australien und Tasmanien führen sollte, wo ich in Hobart Ende Februar 1957 die Pinguine übernehmen und nach Basel begleiten sollte.

Musste ich schon nach Australien reisen, so wollte ich auch die dortigen Zoologischen Gärten besuchen, um Verbindungen anzuknüpfen. Australische Tiere waren schon immer sehr begehrt, und namentlich die bunten Papageien erzielten bei Liebhabern hohe Preise. Aber schon damals waren die Ausfuhrbestimmungen äusserst streng und im Prinzip durften Vögel und Säuger nur von Zoologischen Gärten untereinander ausgetauscht werden. Nur ausnahmsweise und nur nach einer Prüfung auf Herz und Nieren bekam auch ein Liebhaber eine Ausfuhrbewilligung für australische Vögel.

Meine Reise führt mich zunächst nach Singapur, wo ich nach einem 34stündigen Flug in einer viermotorigen Constellation mit Zwischenlandung in Istanbul, Basra, Karachi und Kalkutta etwas müde eintref-